Parvus Trotzky Leo Deutsch

Das Bild ist im Untersuchungsgefängnis in Petersburg

In der russischen Bastille während der Revolution.

Eindrücke, Stimmungen und Betrachtungen ...

von

Parvus

Dresden
Druck und Verlag von Kaden & Comp.

947.08
PAR
2087347
C2

Published, March 1907. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved March 3, 1905, by Kaden & Comp., Dresden-A.

4/62
387732

Meine Verhaftung.

157

Ich wurde verhaftet am 21. März a. St. 1905. Ein durchaus höflicher Polizeihauptmann durchsuchte meinen Schreibtisch — und weil es schon in einem herging — auch den Schreibtisch meiner Freundin, durchstöberte unsere ganze Wohnung, nahm jeden beschriebenen Fetzen mit und brachte mich auf das nahe Polizeirevier, selbstverständlich mit der üblichen Begleitung. Auf dem Polizeirevier konnte ich etwa dreiviertel Stunden lang zwei Beamte in Zivil und den Polizeileutnant du jour bei ihren schriftlichen Arbeiten beobachten. Dann wurde ich einem behäbigen Polizeibeamten übergeben, der sich mit mir in eine offene Droschke setzte. Wie ich ihn mir so von der Seite ansah, hatte ich nicht übel Lust, ihm einen Rippenstoß zu versetzen, daß er hinunterkollerte. Doch was hätte das genützt? ... Also fügte ich mich, und in etwa zwanzig Minuten waren wir bei der Gendarmerie-Verwaltung angelangt. Wir gingen erst einige Stufen der breiten Eingangstreppe hinauf, dann seitwärts durch einen Gang, mehrere Stufen hinunter, und fanden uns in einem schmalen, sehr spärlich beleuchteten Gelasse. Hier blieben wir. Ich ließ mich auf eine Bank, die entlang der Wand ging, nieder.

Der enge Raum war gefüllt von Menschen. Unter anderem befand sich ein Halbdutzend Soldaten von der Marine da, die, wie sich später herausgestellt hat, als Zeugen vorgeladen wurden. Die starken, jungen Kerle sahen sehr geängstigt und bedrückt aus. Jedesmal, wenn einer von ihnen vom Verhör zurückkam, atmeten sie erleichtert auf: „Gott sei Dank, daß er nicht drüben zurückblieb.“ Gendarmen kamen und gingen. Aus dem einen dunklen Loch rechts kamen sie — wie die Schwaben hinter dem Ofen, ging es mir durch den Sinn — und die Treppe hinauf verschwanden sie. Es war öde und triste — recht ungemütlich.

Der mich begleitende Polizeigendarm, der seinen Rapport hinaufschickte und jetzt auf Bescheid wartete, wurde vor Langeweile gesprächig, räsonierte und tat — wie es hierzulande nun einmal so ist — mächtig liberal. Dann erzählte er seine Berufserfahrungen. Da er damit auch keinen Eindruck machte, begann er wieder über die Regierung zu räsonieren und über die Gendarmenverwaltung zu schimpfen. Endlich bekam er seine Dokumentenmappe zurück und durfte fortgehen.

Bald darauf führte man mich nach jenem Raum ab, aus dem, wie ich vorher wahrgenommen hatte, die Gendarmen immerzu herauskamen. Das war ein langes Lokal im Erdgeschoß mit mehreren Fenstern — wie mir schien, eine Art Speicher oder Rumpelkammer, weil dort allerlei Kram aufgestapelt war: Koffer, Bettladen, zerbrochene Tischchen, Stöße von Zeitungen &c. &c. Hier hielten sich die Gendarmen auf. Hier frühstückten sie auch und mehrere hatten da ihr Nachtlager.

Auch hier, unter den Gendarmen, die gleiche Verdrossenheit, ein Schimpfen über die Behörden. Sie hatten auch allen Grund dazu. Denn, als in meiner Gegenwart drei Mann kamen, die aus Finnland nach hier versetzt wurden, fanden sich für sie weder Bettstellen noch Matratzen, so daß sie froh waren, als sie beim Hausknecht sich Strohlager ausbettelten. „Nach Reglement gibt es wohl Betten — so wurden die Ankömmlinge von den anderen belehrt — aber in Wirklichkeit müsse sich jeder selbst eine Bettstelle kaufen.“ Doch wo das Geld herbekommen? Die Angekommenen hatten nicht einmal so viel, um ein hölzernes Bettgestell für 1½ Rubel zu kaufen. Mürrisch saßen sie da oder hockten vielmehr, denn Stühle gab es für sie keine. Einer meinte, er tät am liebsten gleich ausreißen, wenn er nicht die Dummheit begangen hätte, sich für eine bestimmte Frist zu verpflichten. Die anderen stimmten ihm zu. Diese kleinen Wahrnehmungen, so geringfügig sie an und für sich sind, taten mir sehr wohl; denn sie führten mir vor die Augen, daß der Zersetzungsprozeß durch den ganzen Regierungsmechanismus geht. Wenn nicht einmal für die politische Polizei, die für diese Regierung ihr eins und alles ist, in den geringsten Dingen vorgesorgt wird, wie erst muß es da in den Kasernen und an anderen Orten mangeln?

Indessen saß ich auf meinem Stuhl und überlegte mir, was da meiner harrt? Weshalb ich verhaftet wurde, wußte ich nicht. Der Haftbefehl ging von der Staatsanwaltschaft aus. Die Hauptfrage war: ob die Verhaftung meiner Tätigkeit im Delegiertenrat der Petersburger Arbeiter zuzuschreiben war. Wenn nein, dann konnte es sich höchstens um einen Preßprozeß handeln, und das war zu ertragen. Wenn aber ja, — dann .... Und das mußte sich eben beim Verhör herausstellen.

Stunden vergingen. Auf mein Verlangen wurde mir ein Mittagessen gereicht. Jedoch mußte ich mich dabei ohne Messer und Gabel behelfen. Schneidende Werkzeuge dürfen den Gefangenen nicht gereicht werden. Das war der Anfang eines Regimes, das ich lange Monate über mich habe ergehen lassen müssen.

So gut es ging, behalf ich mich des blechernen Löffels und würgte das Essen herunter.

Ich ging hin und her in dem langen, trostlosen Raum. Die Gendarmen ließen mich gewähren und schienen mich gar nicht zu beachten. Einer kritzelte etwas in Aktenstücken, öffnete Aktenbündel und heftete sie wieder zusammen, langsam und gelangweilt, wie ein alter Kanzleidiener. Mehrere saßen oder hockten vielmehr am Boden und rauchten. Doch fand ich unschwer heraus, daß sie mich verstohlen ganz genau im Auge behielten. Wenn ich einen Augenblick in der Nähe der Tür stehen blieb, fing ich bei diesem oder jenem einen spähenden Blick auf, der mir deutlich verriet, daß man auf der Lauer war. Es war ein Spiel, wie zwischen Katze und Maus.

Der Hausknecht kam mit einem gewaltigen Bündel Holz auf dem Rücken. Er stürzte es krachend zu Boden. Dann schürte er im Ofen mit einem mächtigen Eisen. Ich blickte hinein und sah große Papierstöße, die lichterloh brannten. Es war ein herrlicher und schauerlicher Anblick. In zahllosen glühendroten Schichten, den Blättern folgend, teilte sich die Flamme, und so wurden in dem gewaltigen Ofen große feurige Hügel aufgeschichtet in einem Meer von sprühenden Funken. Das waren die Scheiterhaufen der konfiszierten Literatur. Jetzt schenkte ich den Zeitungen mehr Aufmerksamkeit, die ich lagern sah. Es war fast durchweg, vom Boden bis zur Decke aufgestapelt, eine bekannte Agitationsschrift meines Parteifreundes M. Damit wurde also der furchtbare, glühende Rachen genährt!

Gegen Abend kam ein Gendarm mit irgend einer Order von oben. Er wandte sich an mich:

„Kommen Sie mit!“

Er führte mich durch einen engen, dunklen Gang, dann eine kleine Treppe hinunter — in den Hof. Dort stand bereits eine geschlossene Equipage, nicht ohne Anspruch auf Eleganz, jedoch abgerissen, verfilzt und schmutzig, kurz, von der Art, wie man sie zu Begräbnissen dritter Klasse liefert, bespannt mit zwei mageren Gäulen. Mein Begleiter ließ mich hineinsteigen und setzte sich selbst mir gegenüber. Wir fuhren ab.

Wohin? Ich wandte mich an meinen Begleiter. „Sie werden nach dem Gefängnis abgeführt“, war die Antwort.

Also ohne Verhör gleich ins Gefängnis, das war kein gutes Zeichen. Die Sache schien recht ernst zu werden.

„Nach welchem Gefängnis werde ich denn geführt?“ frug ich weiter.

In der russischen Hauptstadt gibt es nämlich über ein Halbdutzend Gefängnisse, die Arrestlokale der einzelnen Polizeireviere nicht gerechnet.

„Nach dem Wiborger Gefängnis."

„Das Kreuz-Gefängnis also?"

„Oho, Sie wissen, wie man es nennt?"

„Wer weiß es denn nicht in Petersburg."

Ich hielt es für angebracht, so lange ich mich nicht aus dem bevorstehenden Verhör überzeugt haben werde, was die Gendarmerie mit mir vorhabe, den politisch Unerfahrenen zu spielen, der infolge irgend eines Mißgriffes verhaftet wurde. Ich befragte deshalb den mich begleitenden Gendarm ausführlich über das Gefängnis, besprach mich mit ihm darüber, wann ich zum Verhör gebracht werden dürfte, tat sehr unschuldig und harmlos, kam auch auf meine vermeintliche Heimat, Böhmen, zu sprechen — ich wohnte in Petersburg unter fremdem Namen, als Tscheche, mit fremden Legitimationspapieren — erzählte vieles von meiner angeblichen Familie und dito Kindern und erweckte vollkommen — wie ich mich später überzeugt habe — den von mir erwünschten Eindruck.

Unser Gefährt beeilte sich durchaus nicht. Die Pferde gingen gemessenen Schrittes, recht bedächtig. Die Kalesche stolperte nach rechts und links und schüttelte, daß die Fenster klirrten. Ich erfuhr, daß eine Anzahl solcher Kutschen von einem Mietdroschkenbesitzer vertragsmäßig der Gefängnisverwaltung gestellt werden.

Doch, wie langsam auch, wir näherten uns immer mehr dem Gefängnis. Dieses Bewußtsein erweckte in mir ein recht peinliches Gefühl.

Gab es kein Entkommen? Sollte ich es versuchen?

Ich sah mir mein Gegenüber an. Es war ein schlanker, recht sehniger Kerl, bewaffnet mit Säbel und Revolver. Mit einer raschen Drehung des Körpers nach rechts wäre ich in der Lage, ihn am Genick zu packen. Mit der linken Hand könnte ich nach dem Revolver greifen, mit der Wucht meines Körpers den Mann niederdrücken und ihn der Fassungsmöglichkeit berauben. Ein gegenseitiges Ringen — ob kurz oder lang, jedenfalls unter Geschrei und Gepolter — wäre aber dabei unvermeidlich. Der Kutscher würde sofort halten. Sonst hätte ich freilich seitens dieses Muschik, der sicher einfach und allein daran denken würde, selbst mit heiler Haut davonzukommen, kaum etwas zu befürchten. Passanten würden zusammenströmen. Mag sein, das wäre vielleicht gerade zu meinem Besten — denn die Bevölkerung sympathisiert mit uns. Wie aber, wenn die Polizei hinzukommt, was ziemlich wahrscheinlich, und wenn der Kampf anhält, ganz gewiß ist? Des Revolvers müßte ich mich unbedingt bemächtigen — sonst würde mich der Gendarm sofort niederschießen, so wie ich ihn loslassen werde. Aber selbst dann, wenn es mir gelingt, ihn zu entwaffnen, würde er mir nachstürmen und nach Hilfe rufen. Würde es mir gelingen, davonzurennen und mich rechtzeitig vor der Polizei verstecken zu können? Mehr als zweifelhaft! Als Ergebnis hätte ich mich nur selbst verraten und mir einen Prozeß wegen Widerstand gegen die Staatsgewalt heraufbeschworen, der allein genügt, um mich auf die Dauer „aus dem Verkehr zu bringen." Dabei weiß ich ja noch gar nicht, was mich erwartet. Verhaftungen finden jeden Augenblick statt, vielfach aus den nichtigsten Gründen. Warten wir doch erst das Verhör ab. Sehen wir zu, ob es mir nicht gelingt, die Gendarmerieverwaltung hinters Licht zu bringen.

Dennoch! Vielleicht — wenn ich nicht auf halbem Wege stehen bleiben, wenn ich ganze Arbeit machen würde? Wenn ich den Kerl mit beiden Händen packe, könnte ich ihn nicht erwürgen? Der Gedanke schoß mir durch den Sinn. Ich sah verstohlen nach meinem Begleiter und maß im Geiste die Elastizität und Stärke seines Halses mit der Kraft meiner Arme. Der Gendarm duselte und dachte sicher nicht daran, daß ich in diesem Augenblick seine Aussichten auf Leben und Tod abwog. Ja, das würde wohl gehen! Ich könnte ihn so fassen, daß er nicht aufmuckst. Das kleine Gepolter der ersten Bewegungen würde der Kutscher nicht merken. Dann brauche ich nur weiter zu drücken, bis das Gesicht blau und aufgedunsen wird, dann noch und noch, um sicher zu sein, ich kann es ja mit geschlossenen Augen tun. Dann lasse ich den leblosen Körper hinsinken und steige still aus dem Wagenfenster. Der Kutscher auf dem Bock würde kaum etwas merken — er denkt an seine Pferde und blickt nur nach vorwärts, er paßt nicht auf, was hinter ihm, in der Kutsche vorgeht. Passanten? Wir fahren gerade durch öde Straßen. Da ich keine Sträflingskleidung trage, würde vermutlich jeder erraten, daß es sich um einen „Politischen" handle, der sich der Haft entzieht. Es müßte ein besonderer Zufall sein, wenn mich das Publikum verrät. Polizei ist nicht zu sehen. In einigen Minuten könnte ich mich unter den Fußgängern vermengen, eine Droschke fährt mich nach dem Newski-Prospekt und alles ist gedeckt. Voraussichtlich würde die Kutsche ruhig und gelassen bis an das Gefängnistor fahren, und erst, wenn man den Wagenschlag aufmachen würde, würde man entsetzt zurückprallen.

Soll ich? — — — — — — — — — — — —

Gemach, mein Freund, halt ein! Treib' keinen Unsinn! Deine Nerven scheinen doch nicht so ruhig zu sein, wie du dir einbildest. Du gehst hirnverbrannten Ideen nach. Nimm dich in acht: das ist doch kein Zeitungsartikel, den du schreibst, es ist ein Menschenleben, mit dem du spielst. Du willst diesen Gendarmen töten und weißt doch nicht, ob man dich nicht morgen ohne weiteres freiläßt. Alter Junge, treib' keine Romantik! Sei nüchtern und warte ruhig ab, was kommen wird.

Ich lächelte selbst über die Mordgedanken, denen ich soeben nachging. Den Gendarm sah ich mir jetzt fröhlich, beinah zärtlich an. Sei ruhig, Freundchen, es geschieht dir nichts!

Bald zeigte sich die lange, graue Gefängnismauer. Ich sah die Reihen kleiner, vergitterter Fenster. Wir fuhren vor — das große eiserne Tor wurde aufgemacht. Wir kamen in einen großen Hof. Aufgetauter Schnee bildete hier große Kothaufen, in denen unsere Kutsche denn auch stecken blieb, ohne bis an die Gefängnistür, wie es Vorschrift ist, gelangen zu können. Wir mußten aussteigen, um etliche Schritte zu Fuß zu gehen. Kaum zeigte ich mich im Freien, da ertönte irgendwo weit von oben eine helle, klare männliche Stimme:

„Genosse, willkommen!"

Mich durchzuckte es! Es war soviel Freundschaft und Vertraulichkeit in diesem Gruß, den ich an diesem Orte am allerwenigsten erwartet habe. Und wieder, wie schon oft früher, überkam mich das Gefühl der großen Zusammengehörigkeit und des innigen Zusammenhalts der sozialrevolutionären Bewegung. Wir sind überall und bilden eine Kette, die durch alle Verhältnisse dringt und die Welt umringt.

„Horch! Haben Sie es gehört?" — rief ich unwillkürlich. Der Gendarm lächelte. Wir traten ein. Die Gefängnistür schloß sich hinter mir.

Das Kreuz-Gefängnis.

Das „Kreuz-Gefängnis“, so genannt wegen seinem kreuzförmigen Grundriß, ist ein großer Gebäudekomplex mit mehreren Höfen, an der Newa. Es enthält, außer den gemeinsamen Kammern, etwa 1000 Einzelzellen. Ich selbst bekam die Zelle Nummer 902. Von nun an hatte ich keinen Namen mehr und war nur noch Nr. so und soviel.

Die innere Einrichtung dieses Gefängnisses ist ganz modern — allerdings nicht im Sinne einer Kunstrichtung, sondern im Sinne der speziellen Gefängnisarchitektur. In ganz Europa, von der Newa bis an den Tiber, von der Wolga bis an die Themse, bilden diese Bauten in jeder Großstadt eine der Sehenswürdigkeiten unserer Kultur. Das Kreuz-Gefängnis erinnerte mich an das Moabiter Gefängnis. Nur war hier der Anblick freundlicher. In Berlin erinnerten mich die langen Zellenreihen in rohem Ziegelbau — nach dem bekannten offiziellen Berliner Geschmack — an die Hochöfen einer Dampfbäckerei. Hier in Petersburg waren die Wände mit Stuck bedeckt und weiß getüncht, wodurch ein mehr wohnlicher Eindruck erreicht wurde. Sonst — dieselben schmalen Gänge, die balkonartig an den einzelnen Etagen sich hinzogen und die gußeisernen Treppen, die übereinander sechs Stockwerke hoch hinaufstrebten.

Die Zelle war von der Länge eines mittelgroßen Zimmers, aber schmal. Wenn das Bett aufgeschlagen war, konnte man zwischen ihm und dem Tischchen gegenüber kaum noch sich durchzwängen.

Um das Fenster zu erreichen, mußte man sich auf den Stuhl stellen. Oben befand sich ein aufklappbares Pförtchen.

Klosetteinrichtung gab es keine. An ihrer Stelle die berüchtigte „Parascha“. Wie kam es, daß man bei dem Bau eines modernen Gefängnisses Klosetteinrichtung und Wasserleitung übersehen hat? Das wäre überall ein Rätsel, nur nicht in Rußland, wo man bei dem Bau einer Festung an die Geschütze nicht denkt.

Dagegen gab es elektrisches Licht und Dampfheizung.

Auf einem Regal fand ich einen bleiernen Eßnapf, einen großen Wasserkrug aus verzinntem Kupfer, einen blechernen Wasserschöpfer, ein bleiernes Salznäpfchen. Auf dem gleichen Regal lag die heilige Schrift.

In einer Zimmerecke das obligate Heiligenbild. Über dem Tisch hing die gedruckte Hausordnung — auf der Rückseite der ziemlich großen Papptafel war ein ausführliches Preisverzeichnis aller Gegenstände angebracht, die der Gefangene das Recht hat, auf eigene Kosten durch die Gefängnisverwaltung zu erwerben. Hier waren: Seife und Zahnbürste, Stiefelwichse, Hosen, Hemden, Mützen, Weißbrot, Butter, Wurst, Zwieback, Konfitüren, Tee, Zigaretten, Tabak &c. &c. Die besondere Erwähnung von Schokolade, Bonbons, Konfitüren war ein Zeichen, daß dieses Haus von der jugendlichen russischen Intelligenz frequentiert wird.

Auf Verlangen wurde mir der Katalog der Gefängnis-Bibliothek gereicht. Es war eine kleine, aber ungemein sorgsam auserwählte Büchersammlung. Das lag selbstverständlich nicht an der Gefängnisverwaltung. Die Bibliothek entstand im Laufe der Jahre aus den Büchererwerbungen der politischen Gefangenen. Sie spiegelte deshalb ihr geistiges Leben wieder. Besonders reich vertreten waren die Werke der politischen Ökonomie, der Geschichte und Soziologie nebst Anthropologie. Von den Naturwissenschaften war alles da, was sich auf die großen allgemeinen Zusammenhänge bezog. Philosophie war in allgemeinen und populären Darstellungen vertreten. Auch der Psychologie schien ein besonders reges Interesse zugewendet worden zu sein. Die naturwissenschaftlichen Spezialfächer dagegen waren am wenigsten berücksichtigt, fast nur in Schulbüchern, die offenbar dazu dienten, sich zur Maturitätsprüfung vorzubereiten. Es machte einen eigenen Eindruck, neben den großen Werken der menschlichen Wissenschaft die Titel der amtlichen Gymnasialschulbücher zu lesen. Ich glaubte, ihn zu sehen, den Jüngling, der in dieser Zelle saß, lateinische Vokabeln studierte und zugleich sich das Hirn mit Weltproblemen abplagte. Und auf den einen folgte der andere — so durch Jahrzehnte. Es war der Typus der russischen Intelligenz.

Die schöngeistige Literatur war in russischen Originalwerken wie in Übersetzungen aus sämtlichen zivilisierten Sprachen am stärksten vertreten. Anderseits wiederum mit Werken über Kunst und Kunstgeschichte war der Katalog äußerst spärlich versehen.

Gegen 8 Uhr abends wurde zum Gebet geläutet. Bald darauf vernahm ich ein seltsames Stimmengewirr. Es war ein rauher Chorus, dabei scheußlich zerrissen und verworren. Denn — wie ich später erfuhr — wurden zum Abendgebet die Türluken der Einzelzellen aufgemacht, die Sträflinge traten an die Türen und sangen mit. So kamen Stimmen von allen Gängen, aus allen Ecken des großen Gebäudes und bildeten einen wahren Orkan von Mißtönen.

Um 9 Uhr wurde das Licht ausgelöscht. Ich war müde und ging schon vorher zu Bette. Trotz dem harten Lager schlief ich sehr gut.

Am nächsten Morgen erwachte ich mit einem Gefühl der Leere. Was soll ich unternehmen? Womit soll ich mich beschäftigen? Ein Tag stand vor mir, endlos und grau. Ich war herausgeschleudert aus dem Geleise, in dem mein Leben verlief. Ich hatte meine Arbeiten, meine Sorgen, meine Zerstreuungen. Bald eilte ich, um nicht zu spät zu kommen, bald war ich ungeduldig, weil andere mich warten ließen —, der Tag zerfiel in Teile und Teilchen, ging in hunderterlei Pflichten und Beschäftigungen auf. Und nun verlor der Tag seinen Inhalt. Nichts, und innerhalb dieses Nichts das Verhör, das mir bevorstand und über mein Schicksal zu entscheiden hatte. Wird aber dieses Verhör heute sein, oder morgen — oder womöglich in einigen Wochen? Das konnte man nicht wissen. Denn, obwohl das Gesetz vorschreibt, daß jeder Verhaftete innerhalb vierundzwanzig Stunden nach seiner Verhaftung vernommen werden muß, so wußte ich doch, daß man wochen- und monatelang im Gefängnis gehalten wird, ohne vernommen zu werden.

Willenlos! Ich wurde zum Werkzeug eines fremden Willens. Kein Subjekt mehr mit eigenen Bestrebungen und eigener Tätigkeit, sondern das Objekt der von der Gendarmerieverwaltung geführten Untersuchung. Ich wurde zum Anhängsel einer Dokumentenmappe, die ihren bureaukratischen Lauf nahm: sie wurde getragen Treppe hinauf und hinunter, von einer Kanzlei zur andern, von einem grünen Tisch zum andern und zog mich hinter sich von Gefängnis zu Gefängnis, von Etappe zu Etappe bis nach dem weiten Nordosten Sibiriens. Das zeigte sich später, doch damals, nach der ersten Nacht, die ich im Gefängnis zugebracht hatte, konnte ich nur erst ahnen, was da kommen sollte, und war voll Ungewißheit. Eins war mir klar: ich befand mich unter Verhältnissen, wo keine Reflexionen halfen, da mein Wille gebunden war. Das beste war, sich der Flut der Ereignisse hinzugeben, mit dem Strom zu schwimmen und den Augenblick abzupassen, wo man den Sprung aufs trockene Land wagen durfte.

Ich ging ans Fenster. Im großen Hof vor mir war ein Berg von Steinkohle aufgestapelt. Kriminalgefangene in Sträflingskleidung trugen die Kohle in Binsenkörben weg, oder luden sie in Schubkarren auf. Andere waren damit beschäftigt, den Schnee abzuräumen. Sie kamen in großen Trupps von 18 bis 20 Mann unter der Begleitung eines Aufsehers. Dieser folgte ihnen lässig und träge. Nicht minder träge und apathisch waren die Arbeiter.

Sie sahen sehr abgezehrt und erdfahl in ihren grauen Kitteln aus. Langsam und unbeholfen machten sie sich ans Werk und warfen mit Schaufeln den schmutzigen Schnee in den großen Wagen, den sie mitbrachten. Als der Wagen voll war, spannten sich mehrere an die Deichsel, andere griffen seitwärts und hinten an den Wagen, und dann, nach vielen Anstrengungen, kam das Gefährt vom Fleck und mühsam ging es vorwärts. Das Ganze nahm furchtbar viel Zeit in Anspruch. Es war eben Zwangsarbeit. Hier trat mir drastisch vor die Augen der Unterschied zwischen aufgezwungener und freier Tätigkeit. Hier lag es klar zutage, warum Sklavenarbeit, obwohl sie weniger kostet, dennoch weniger vorteilhaft ist, als freie Lohnarbeit: sie ist weniger produktiv. Die Hungerpeitsche, die dem Arbeiter scheinbar das freie Ermessen läßt über die Verwendung seiner Arbeitskraft, ist viel wirksamer, als die Lederknute. In diesem Gegensatz steckt ein Geheimnis des Kapitalismus und ein Problem der kulturgeschichtlichen Entwickelung.

Wollt ihr von jemand etwas durch Zwang erreichen, so müßt ihr es so einzurichten wissen, daß er den Zwang *empfindet*. Es ist aber die Folge jeder dauernden Gewaltanwendung, daß sie die Empfindsamkeit herabdrückt. Sklaverei macht stumpf. Der Mensch, der zum Tier herabgesunken, ist nur noch als Arbeitsvieh zu gebrauchen. In dieser Eigenschaft aber sind ihm das Pferd und der Ochse überlegen. Seid ihr in der Ausbeutung des Arbeiters soweit gekommen, so müßt ihr von da an umgekehrt verfahren und den *Menschen* im Arbeiter wecken, um seine *menschliche* Arbeitskraft ausnützen zu können. Gebt ihm Freiheit. Laßt ihn sich einbilden, er sei euch politisch gleichwertig, weil er gleichberechtigt sei. Gebt ihm Schulbildung. Steigert sein Selbstbewußtsein, seine Kenntnis der Welt. Erhöht seine Lebensansprüche. Dann wird schon die Erinnerung allein an die alte Knute ihn wach halten. Dann wird er aber vor allem sich selbst Ansporne schaffen, viel wirksamer, als die Lederpeitsche. Er wird an seine Familie denken. Der Sklave hat keine Familie. Er wird an sein Äußeres denken. Der Sklave geht zerlumpt und schmutzig, er macht sich nichts daraus — der freie Arbeiter will sein Sonntagskleid haben. Er wird an sein Alter denken. Er wird sich um seine Kinder sorgen. Darum werden ihn Hunger, Kälte, Armut in tausend Ängsten halten. Infolgedessen wird er fleißig sein und erfinderisch, er wird sich abquälen, und sein Fleiß und sein Erfindungsgeist werden euch zugute kommen.

Der alte Grundsatz war: den Arbeiter mit möglichst wenig Kosten am Leben zu erhalten. Der neue Grundsatz ist: die Lebensenergie des Arbeiters zu erhöhen, um seine Arbeitsleistung zu steigern. Diesen letzteren Grundsatz haben die modernen Sozialreformer aufgestellt. Da er sich im Widerspruch befand zu der alten Ausbeuterpraxis, wurden sie als Sozialisten verschrien. Wie weit sie davon entfernt waren, beweist das Hauptargument, das sie zur Verteidigung ihrer Ansichten ins Feld führten. Der Proletarier, der „nichts mehr zu verlieren hat“ — so führten sie aus — sei eine verzweifelte Existenz und infolgedessen eine stehende Gefahr für den Staat und die gesamte Gesellschaftsordnung, dagegen sei der Arbeiter, der das Leben zu schätzen gelernt hat, um sein geringes Gut ängstlich besorgt und für riskante Unternehmungen nicht mehr zu haben. Also hebt kulturell den Arbeiter, um ihn desto leichter ausbeuten zu können, um euer Privateigentum zu schützen und zu mehren.

In Wirklichkeit zeigten sich die Dinge etwas anders. Allerdings ist der gebildete Arbeiter, wenn er sich im Besitze der politischen Rechte befindet, weniger zu Verzweiflungsausbrüchen geneigt. Aber andererseits, je höher die Bildung, das Selbstgefühl, die Lebensansprüche des Arbeiters, desto größer seine Sehnsucht nach einem kulturellen Dasein, desto schmerzlicher empfindet er die soziale Ungleichheit, die einen ungeheuren und sich immer vergrößernden Abstand schafft in bezug auf den Besitz der materiellen Güter und infolgedessen der Kulturmittel zwischen dem Arbeiter und dem Kapitalisten. Zugleich bleiben die Aussichten des Arbeiters, seine Lage zu verbessern, in der kapitalistischen Gesellschaft immer noch minimal. Denn obwohl die moderne Maschinenindustrie das Bedürfnis schafft nach einem Rassenarbeiter — wie es Rassenpferde gibt — so bleibt doch dieses Bedürfnis sehr gering und auf einen qualifizierten Arbeiter werden hundert und mehr einfacher Arbeiter gebraucht. Daher kommt es, daß das durch die demokratische Staatsordnung und die kulturelle Entwicklung erweckte Selbstbewußtsein des Arbeiters seinen revolutionären Geist nicht mindert, sondern erhöht, nur daß dies nicht mehr in Gelegenheitsputschen seinen Ausdruck findet, sondern in der sozialrevolutionären Organisation des Proletariats und in einer zielbewußten Politik.

Solche und ähnliche Reflexionen stellte ich an, indem ich der Arbeit der Sträflinge zusah, die sich langsam und gleichsam sinnverloren bewegten, wie die Fliegen im Herbst.

Da wurde rasselnd die Thür aufgemacht. „Machen Sie sich bereit, Sie sollen mit zum Verhör!“ Der Aufseher sprach es. Also doch! Wohlan, jetzt werden wir es erfahren!

* * *

In einer ähnlichen Equipage, wie am Tage vorher, wurde ich jetzt vom Gefängnis zur Gendarmerieverwaltung gefahren. Diesmal wurde ich nicht mehr in das Wachtlokal der Gendarmen, sondern direkt in das Vernehmungszimmer gebracht. Ich wurde aber nicht über die breite Haupttreppe geführt, sondern durch eine Hintertür im Hofe und einen dunklen, schmalen Gang am Wachtlokal vorbei.

Das Zimmer, in dem ich mich nunmehr befand, war groß und hell. In der Mitte befand sich der bekannte grüne Kanzleitisch, vor dem ich auf einem Stuhl Platz nahm. Sonst war vorerst niemand da, außer dem Gendarm, der sich an der Tür aufpflanzte. Es verging wohl eine halbe Stunde, bis der Gendarmeriehauptmann kam, der die Untersuchung zu führen hatte.

Ich habe den Namen dieses Herrn nicht behalten. Was soll auch der Name? Es lohnt sich nicht, dieses Menschenpack auseinanderzuhalten — ihre Tätigkeit macht sie alle gleich, wenn auch die Art, sich zu geben, bei manchen verschieden ist und auch verschieden ihr Aeußeres. Einige, mit militärisch kurz geschorenem Haar, starkem Nacken und stumpfer Nase, sehen aus, wie Wildschweine, andere, stark aufgefüttert, erinnern mehr an das Yorkshirer Schwein, es gibt unter ihnen Hyänen- und Fuchsgesichter — der vor mir stand, war lang und schlank, ich verglich ihn mit einer Reitgerte, der man einen kleinen Bleikopf aufgesetzt hat.

Der Gendarmeriehauptmann ließ den Staatsanwaltsgehülfen kommen. Auch diesen Namen will ich der Welt vorenthalten. „Schau und geh vorüber", wie es an einer Stelle bei Dante heißt.

Ich wurde, wie üblich, zuerst nach meinen Personalien gefragt. Ich mußte auch Namen, Wohnsitz und Beschäftigung meiner Eltern angeben, desgleichen genaue Auskunft über meine Familie und meine Verwandten erteilen. Das tat ich mit der peinlichsten Sorgfalt in allen Details, aber mit ruhigem Gewissen, denn ich schuf mir Eltern, Kinder, Verwandte in jenem Augenblick, da ich ihre Namen niederschrieb.

Ich berichtete schon, daß ich unter fremdem Namen bei der Polizei angemeldet war. Diese Pseudonymität versuchte ich, auch weiterhin zu wahren. Vorerst mußte ich feststellen, was die Gendarmerie von mir weiß und was sie von mir will — dann war zu entscheiden, wie ich mich weiter zu verhalten habe.

Es konnte eine Zufallsverhaftung sein. Zwar war das kaum wahrscheinlich, doch mußte ich auch damit rechnen. Es konnte auffallen, daß ich als vermeintlicher Ausländer in den Kreisen der Sozialdemokratie verkehrte und mit einer „Politischamnestierten" die Wohnung teilte. War dies der Grund der Verhaftung, so würde man schlimmstenfalls mich als verdächtigen Ausländer aus dem Lande weisen. Also mußte ich alles vermeiden, was irgendwie Zweifel über meine Personalien erwecken könnte.

Oder es handelte sich um einen Preßprozeß. Das war nur möglich, wenn man wußte, daß ich unter Parvus schreibe. Dies abzuleugnen, hatte dann keinen Zweck. Uebrigens wurden bei mir Skripturen beschlagnahmt, die deutlich darauf hinwiesen.

Oder, schließlich, die Verhaftung galt meiner Tätigkeit im Arbeiterdelegiertenrat. Nach der Verhaftung des Delegiertenrates in seiner Plenarsitzung am 3. Dezember 1905, bildete sich sofort ein neuer Delegiertenrat der Petersburger Arbeiter aus den Delegierten, die zufällig der Verhaftung entgingen, aus den vorher gewählten Ersatzmännern und aus den in den einzelnen Fabriken und Werkstätten neu gewählten Delegierten. Ich wurde gewählt in das Präsidium dieses Delegiertenrates, der den großen Massenstreik im Dezember leitete. Da die Regierung uns verfolgte, wurden die Namen der Mitglieder des Präsidiums und des Exekutivkomitees nicht mehr bekannt gegeben und die Sitzungen waren geheim. Den ganzen Dezember war uns die Polizei auf den Fersen, ohne uns fassen zu können, obwohl wir uns täglich versammelten; schließlich, am 3. Januar 1906, als die Bewegung bereits tatsächlich und formell abgeschlossen wurde, gelang es ihr, das Exekutivkomitee zu verhaften. Durch einen Zufall entging ich damals den Fängen der Polizei. Seitdem verflossen mehr als anderthalb Monate. Wir kamen alle nach und nach zu der Ueberzeugung, daß die Gendarmerie entweder nichts von meiner Tätigkeit im Arbeiterdelegiertenrat wußte, oder nicht imstande war, meine Persönlichkeit festzustellen. Wie käme sie nun dazu, mich jetzt nachträglich zu verhaften? Die einzige plausible Erklärung in diesem Fall schien die, daß sich jemand unter den Verhafteten zu Bekenntnissen herbeileiten ließ und mich verriet. Dann war es interessant, den Verräter zu erfahren. Das konnte man, indem man der Gendarmerie beziehungsweise der Prokuratur den Beweis zuschob und sie zwang, ihren Gewährsmann zu stellen.

In einem Tone, so höflich und weich, wie nur die Gendarmen in Rußland sein können, wurde das Verhör weitergeführt.

„Sie sind Ausländer. Weshalb kamen Sie nach Rußland?"

„Es kommen sehr viele Ausländer nach Rußland. Ich könnte Ihnen Namen von meinen Landsleuten nennen, die als Ausländer nach Rußland kamen und jetzt hier hohe Beamtenstellen bekleiden."

„Das wohl. Aber man kommt nicht nach Rußland, um hier in die Isolierzelle eingesperrt zu werden."

„Das Einsperren hing nicht von mir ab."

„Sie sind doch identisch mit Parvus?"

„Mein literarischer Name ist allerdings Parvus. Ich stehe gern zu den Artikeln und Broschüren, die ich unter diesem Namen veröffentlicht habe, und möchte wissen, wessen ich angeklagt werde."

„Sie waren Vorsitzender des Arbeiterdelegiertenrats?"

„Darüber verweigere ich die Auskunft. (Verraten! — ging es mir durch den Sinn — das Spiel ist verloren, aber den Kerl möchte ich herhaben, der es getan!)

„Wir haben festgestellt, daß Parvus in den Vorstand gewählt wurde, daß er in der Plenarversammlung des Delegiertenrates in Terijoki aus Gründen, die uns unbekannt geblieben sind, den Vorsitz niedergelegt hatte, wir kennen aus den Protokollen die Resolutionen von Parvus, die von der Versammlung angenommen wurden."

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß Parvus mein literarisches Pseudonym sei; Sie werden nachzuweisen haben, daß jener Parvus, der im Arbeiterdelegiertenrat auftrat, mit mir identisch sei."

„Nach alledem müssen wir Sie in Haft nehmen."

„Wollen Sie mir sagen, wie die Anklage lautet?"

„Sie werden beschuldigt auf Grund der Artikel 101 und 126 des Strafgesetzbuches der Teilnahme an einer Gesellschaft, die sich zum Ziel setzte, die Regierungsform gewaltsam anzugreifen und die Gesellschaftsordnung umzustürzen, zu diesem Zweck den Aufstand vorbereitete und Vorräte von Waffen und Sprengstoffen besaß. Wollen Sie sich darüber äußern?"

„Ich verweigere jede Auskunft."

Nun mußte ich dasselbe zu Protokoll geben.

Das Verhör wurde abwechslungsweise vom Gendarmeriehauptmann und von dem Staatsanwaltsgehilfen geführt. Ich kann mich nicht mehr erinnern, welche Frage oder Antwort von dem einen oder anderen herrührte — wäre der Staatsanwaltsgehilfe nicht in Zivil, so würde ich den Vertreter der Justiz von dem Vertreter der Polizeiwillkür nicht auseinanderhalten können.

Ich wurde abgeführt und zunächst in einer Isolierzelle im gleichen Hause untergebracht.

Die Sache war also entschieden. Ich komme mit in den großen politischen Prozeß des Arbeiterdelegiertenrates. Auch recht, aus dem Prozeß läßt sich vieles machen. Aber vielleicht kommt es gar nicht soweit! Allgemein wird erwartet, daß mit dem Zusammentritt der Reichsduma Amnestie gewährt wird. Schade nur, jetzt eben, da sich die Massen wieder zu regen begannen, eingesperrt zu werden.

Wußte die Gendarmerie meinen wirklichen Namen, oder wußte sie ihn nicht? Soll ich mich nennen? Schon war ich bereit, zu diesem Zweck mich wieder zum Verhör zu melden. Doch es gab gewichtige Gründe dagegen. Erstens, im Falle einer teilweisen Amnestie würde ich als Ausländer am besten davonkommen. Zweitens, wenn ich mich nennen würde, so hätte ich als Jude aus der Residenz ausgewiesen werden können — ich müßte also Petersburg verlassen selbst im Falle einer Amnestie. Drittens, könnte man mir einen Prozeß wegen falscher Anmeldung aufbinden. Noli tangere! Rühr sie nicht an! Das ist schließlich die beste Taktik gegenüber der politischen Polizei.

Auf dem Rückwege zum Gefängnis setzten sich diesmal zwei Begleiter zu mir in die Kutsche. Das war ein sehr nüchterner Fingerzeig, dem ich aber damals keine Beachtung schenkte.

* * *

Am gleichen Nachmittag wurde ich zum Spaziergang geführt.

Der runde Gang im Hofe wurde durch vier Posten in gleiche Segmente geteilt. Gegenüber der Tür befanden sich zwei Aufseher. Wir liefen nun im Gänsemarsch den Kreis entlang, vorbei an den uns überwachenden Soldaten. Einer durfte am Wege promenieren, der den Kreis diametral durchschnitt und vom Aufseher zum Soldaten führte. Einer — an der einen Gefängniswand, ein zweiter — an der anderen. Doch durfte keiner den einmal eingeschlagenen Weg ändern, in den Kreis treten oder aus ihm heraustreten.

Gespräche waren verboten. Aber, trotz dem unaufhörlichen Ueberwachen seitens der patrouillierenden Soldaten — es waren stämmige, ganz rohe und brutale Kerle aus dem Preobraschensker Garderegiment — gelang es selbstverständlich nicht, zu verhindern, daß wir Politische miteinander Bemerkungen austauschten.

Um Gespräche zu erschweren, trennte die Gefängnisverwaltung die Politischen durch Kriminalgefangene von einander, sodaß wir uns nur über die Köpfe dieser hinweg haben unterhalten können. Die Reihenfolge in unserem Gänsemarsch war also die, daß immer ein Politischer mit einem Strafgefangenen wechselte. Wir suchten deshalb die Gelegenheit zu erhaschen, um möglichst nahe aneinander zu kommen. Solche Gelegenheiten gab es beim Hinführen zum Spaziergang und bei der Entfernung von diesem.

Jedesmal, wenn ich meine Zelle verließ, um in den Hof zu gehen, warf ich einen raschen Blick über die Gänge und Treppen,

um meine Genossen aus den andern Zellen zu ermitteln, die ebenfalls zum Spaziergang sich in Bewegung setzten. Je nach dem Ergebnis dieser Rekognoszierung, verlangsamte ich meine Schritte, um mich einholen zu lassen, oder, im Gegenteil, ich eilte jemand vor mir nach. Ein kurzer Händedruck war das Höchste, was man bei einer solchen Begegnung erreichen konnte, doch war es unter diesen Verhältnissen viel genug. Einmal traf ich so mit einem Freund zusammen, der zwar nach einem andern Hof geführt wurde, aber die Mittelhalle zu gleicher Zeit mit mir passierte. Im Nu stürzten wir einander in die Arme. „Wir gewinnen wieder die Oberhand", rief ich. „Aber gewiß", war die Antwort. Da wurden wir auch schon von den Aufsehern getrennt.

Während des gemeinsamen Rundlaufens im Hofe suchten wir ebenfalls möglichst nahe aneinander zu kommen. Für den außenstehenden Beobachter muß unser dicht zusammengedrängtes Häuflein, das unter hastigen Drehungen des Kopfes und Wendungen des Körpers — während des Gesprächs, um sich hörbar zu machen — im Kreise herumeilte, ein recht sonderbares Schauspiel dargestellt haben. Ab und zu schob sich die Hand der wachhabenden Soldaten zwischen uns, ließ einen Teil vorangehen, hielt den Rest zurück. „Rascher! rascher!" — „Langsam, langsam, nicht so rasch!" — „Halt!" — „Rascher, rascher": so ertönte jeden Augenblick das Kommando. Die Soldaten waren bestrebt, uns möglichst über den ganzen Kreis zu verteilen. Der Zweck war ja klar ersichtlich. Aber bei einzelnen Wachtposten wurde es zu einer Art Sport: ihre Augen hatten Gefallen an der gleichmäßigen Verteilung der Figuren im Kreise, und so jagten sie uns und hielten uns an, kommandierten unaufhörlich die kurze halbe Stunde unseres Spaziergangs, um gleiche Abstände, gleichmäßigen Schritt und die Verteilung über den ganzen Kreis zu erreichen. Selbstverständlich ließen wir uns nicht widerstandslos als Spielfiguren gebrauchen —, so kam es zu heftigen Streitereien zwischen uns und den Soldaten und Drohungen ihrerseits.

Nun nahm auch für mich das Gefängnisleben seinen regelrechten Lauf. Der Kampf mit der Gendarmerie war zu Ende. Das Polizeidepartement hatte sein Ziel erreicht: ich wurde von der politischen Kampfesbühne entfernt und — soweit es in menschlicher Macht überhaupt war — unschädlich gemacht. Alles andere, ob es gelingt, mich zur Zwangsarbeit zu verurteilen, ob es überhaupt zu einem gerichtlichen Urteil kommt, war Nebensache. Man brauchte also die gerichtliche Untersuchung nicht zu beschleunigen. Die Hauptsache war: die Gendarmerie hatte mich nun einmal

und hielt mich fest. Ich wußte sehr wohl, daß es für mich, abgesehen von einer etwaigen Amnestie, für lange Zeit kein Entrinnen mehr aus den Gefängnismauern gab, es sei denn, daß mich das Volk oder ich mich selbst durch die Flucht befreite.

Die schlimmste seelische Qual für den Menschen liegt stets in der Erwartung eines Leidens, nicht in dem Leiden selbst. Der Tod selbst ist nichts, aber die Erwartung des Todes kann furchtbar sein. Darum erlebt auch jeder Strafgefangene seine stärksten seelischen Erregungen während der Untersuchung und der Gerichtsverhandlung, bis das Urteil gefällt ist. Von dem Moment an, wo er die über ihn bereits verhängte Strafe abzubüßen hat, läßt die Aufregung nach und es beginnt ein Prozeß der Anpassung an die neuen Verhältnisse. Jetzt hat er die Gewißheit, er kann nichts mehr ändern, er läßt die Hoffnung sinken, der Strafe zu entgehen, — damit erlischt auch sein seelischer Kampf. Darum hört die Tragik auf, wo es keine Hoffnung gibt.

Ich konnte mir leicht vorstellen und habe mich später auch davon überzeugt, wie eine Haft ins Ungewisse, die bei der politischen Polizei hierzulande so beliebt ist, auf junge Gemüter wirkt. Gerade solche, die eine verhältnismäßig geringe Strafe oder gar keine zu erwarten hatten, wurden durch diese Haft ohne sichtbaren Abschluß, bei der jeder Tag eine Strafverfügung, oder die Befreiung bringen konnte, in einen Zustand nervöser Spannung versetzt, der an Wahnsinn grenzte.

Ich beschloß, die Gendarmerieverwaltung, und was sie mit mir vorhaben mochte, überhaupt zu ignorieren. Ich nahm meine Anwesenheit in den Gefängnismauern und den ganzen Apparat, der mich umgab, als Tatsachen hin. Ich geriet unter absonderliche Verhältnisse — etwa wie Nansen auf seiner „Fram", oder Schiffbrüchige in einer Einöde unter Wilden — jetzt mußte ich zusehen, wie ich mich da am besten einrichte, um meinen Lebensansprüchen eines Kulturmenschen zu genügen.

In gesundheitlicher Beziehung war besonders zu berücksichtigen der Mangel an Luft, Licht und Bewegung. Wir hatten zweimal im Tage je eine halbe Stunde Spaziergang. Das gab entschieden zu wenig Bewegung. Infolgedessen beschloß ich Morgens und vor dem Schlafengehen fleißig Zimmerturnen zu üben, was ich denn auch während der ganzen Zeit meiner Haft hier und anderorts mit dem größten Erfolg durchführte. Es ist meine Ueberzeugung, daß man die Krankheits- und Sterblichkeitsziffer der Gefängnisse stark herunterseßen würde, wenn man Turnapparate und regelmäßige Turnübungen einführen würde. Einiges in

dieser Beziehung wird ja durch Gefängnisarbeiten erreicht, doch verfehlen sie ihren Zweck, da sie überall, im zivilisierten Europa wie in Rußland, zu einem Mittel der scheußlichsten Ausbeutung und Drangsalierung der Gefangenen werden.

Das Pförtchen im Fenster hielt ich Tag und Nacht offen. Leider durfte ich die Doppelfenster nicht aufmachen. Nach einigen Tagen wurde ich auch in eine Zelle an der Sonnenseite übergeführt, sodaß es auch an den Leben spendenden Sonnenstrahlen nicht fehlte.

Vor allem aber sorgte ich für regelmäßige und mannigfaltige geistige Beschäftigung.

Hier im Gefängnis, wo der Ansporn von außen und jede äußerliche Regelung des Lebens fehlen, kann man sich leicht einem für Geist und Seele schädlichen Schlendrian hingeben. Bald gibt sich der Gefangene in einem wahren Arbeitsrausch irgend einer Tätigkeit hin, er liest zum Beispiel Tag und Nacht, ohne Unterlaß, dann wieder verfällt er, infolge der unvermeidlichen Nervenabspannung, in einen Zustand völliger Apathie und Trägheit. Nach einiger Zeit stürzt er sich wieder in irgend etwas, und wiederum, ob es nun eine wissenschaftliche Abhandlung ist, ein neuer Roman, oder das Schachspiel (wo das Zusammensein mit anderen möglich ist), geht er vollständig in dieser Beschäftigung auf. Das Ergebnis davon wird geistige Zersplitterung und Langeweile.

Der Grundsatz, den Nansen auf seiner im ewigen Eis eingeschlossenen „Fram“ befolgte, gilt auch, mutatis mutandis, für die Isolierhaft und das Leben im Gefängnis überhaupt: Methode in die Tagestätigkeit zu bringen, den Tag durch eine verschiedenartige und sich regelmäßig wiederholende Beschäftigung auszufüllen.

Ich nahm mir mehrere literarische Arbeiten vor, denen ich aber nur bestimmte Stunden des Tages widmete. Die übrige Zeit füllte ich durch schöngeistige und sonstige Lektüre aus.

Ich gewöhnte mich an dieses Leben und fand in ihm sogar gewisse Reize. Besonders wohltuend war die ruhige Art des Denkens, die in unserer überhasteten Zeit für den politischen Schriftsteller nur in der Isolierzelle möglich ist. Das Gehirn arbeitete glatt und formvollendet, wie eine gut geölte Maschine. Welcher Segen, das Banditenvolk der Verleger, Buchdrucker und Setzerjungen losgeworden zu sein, die unbarmherzig an dem Manuskript zerrten, das man unter der Hand hatte, und nicht begreifen wollten, daß sie dadurch die Gedanken in Fetzen rissen! Welche Wonne, den Gang der Gedanken nicht mehr dem Lauf der Rotationsmaschine anpassen zu müssen!

Ich arbeitete ruhig und gelassen, befreit von peinigenden Zwangsgedanken, zu einem bestimmten Datum meine geistige Produktion „abliefern“ zu müssen. Bald vergaß ich überhaupt, mich im Datum zu orientieren. Was hatte ich davon, ob heute der 23. oder der 27. war? Wenn ich eine bestimmte Frist „abzusitzen“ hätte, dann wäre es freilich anders, dann würde mich jeder Tag näher bringen zu dem festgesetzten Datum meiner Befreiung — so aber! . . . Desgleichen war es mir egal, ob gerade Montag oder Freitag war? Der Unterschied von Tag und Nacht, dieser war natürlich, er zeigte sich im Wechsel von Licht und Dunkelheit, von Tätigkeit und Schlaf, jede andere Zeiteinteilung aber war willkürlich, nur zu dem Zweck erfunden, damit wir uns nicht in der Unendlichkeit der Zeit verlieren. Ich suchte zum Teil absichtlich, das Gefühl der Gebundenheit an diese Zeitabschnitte von mir abzustreifen. Ich tauschte dafür ein anderes Empfinden ein, welches ich das Gefühl der Berührung mit der Unendlichkeit nennen möchte — es war mir, wie dem Schwimmer im Meere, der sich eins fühlt mit der endlosen Wasserfläche.

Der Kreislauf meines Lebens war im Tage abgeschlossen und dieser Tag wiederholte sich unendlich.

Wer zum ersten Male eine Gefängnishaft durchzumachen hat, den stört ungemein die verschlossene Tür. Er mag sonst noch so sehr ein Stubenhocker gewesen sein, jetzt stößt er sich jeden Augenblick an die Tür und will sie aufmachen. Sie steht ihm entschieden im Wege. Er kann nicht am Tische sitzen, kann nicht lesen, kann sich nicht im Zimmer bewegen, weil die Tür hinter ihm geschlossen ist. Was er auch unternimmt, so muß er stets daran denken, daß die Tür hinter ihm geschlossen ist. Kurz, er liefert in dieser seelischen Verfassung reichen Stoff für die quälende Psychologie eines Dostojewski oder Leonid Andrejeff.

Ich hatte dieses Gefühl nicht mehr. Trotz des Ernstes der Situation, erschien mir die rein körperliche Abschließung, der Umstand, daß man hinter mir die Tür verriegelte, eine Kinderei, recht lächerlich und albern. Anders freilich die damit verbundene geistige Abschließung.

Man riß mich aus meiner Tätigkeit heraus — ich schuf mir eine Tätigkeit im Gefängnisse. Als man mich verhaftete, war ich gerade daran, eine Arbeiterzeitung herauszugeben. Hier, wo ich mehr Muße und Stimmung zu wissenschaftlichen Geistesübungen hatte, beschäftigte ich mich mit den allgemeinen Problemen der Arbeiterpolitik in Rußland, studierte die Agrarverhältnisse und die Finanzlage des Reichs. Und dennoch, das war nicht mehr Kampf,

sondern das Rüsten zum Kampf für jene Zeit, wo ich — wieder frei werde. Also zwei Lebensabschnitte: vor dem Gefängnis und nach dem Gefängnis — inzwischen war ich in Lebensverhältnisse gebracht, in denen das Wirken aufhört und nur noch Wünsche, Bestrebungen bleiben — die Sehnsucht nach einem Wirkungsfeld. Was ist Wirken? Eine fortgesetzte Beeinflussung der Umgebung und das Beeinflußtwerden von ihr — es ist Kraft gegen Kraft, es ist ein Überwinden von Widerständen, es ist ein lebendiges Ringen. Hier im Gefängnis blieb nur noch eine Tätigkeit um ihrer selbst willen, damit die Sinnesorgane und der Geist nicht eingeschläfert werden, nicht absterben.

Ich wußte, daß draußen, hinter den Gefängnismauern, die Wellen der Revolution hochgingen, selbst aber war ich wie auf einer Eisscholle, die durch die Sturmflut trieb.

Auch in meinen rein persönlichen Beziehungen gab mir die Verhaftung einen schmerzlichen Riß. In den ersten Tagen ergriff mich manchmal eine derartige Sehnsucht nach meiner Freundin, daß ich wie in einem Sinnestaumel herumging. Es gibt Tatsachen, die so sehr unserem Lebensinhalt widersprechen, daß wir sie nicht fassen können. Eine solche Tatsache ist der Tod. Der Tod ist unlogisch, oder denn — er macht unsere ganze menschliche Logik zur Absurdität. Und also konnte ich auch die Tatsache nicht fassen, daß sich eine rohe Gewalt zwischen uns einschob und unser Leben voneinander ablenkte. Ich überwand es schließlich durch Überleitung des Geistes zu allgemeinen sozialen Betrachtungen.

Der Arbeiter und seine Freundin — Ihr könnt sie auch Braut oder Frau nennen — träumen von einem Glück zusammen. Sie sind jung und verliebt. Ihr Leben gibt nur einen vollen Akkord, wenn sie zusammen sind. Sie haben sich nun zusammen eingerichtet, und am nächsten Tag geht er in die Fabrik, sie in die Werkstatt. Die Arbeit trennt sie. Nach einem Tag unter fremden Leuten, in ungesunden Verhältnissen, in ungewollter, ermüdender Tätigkeit, kommen sie abgespannt und voll Verdruß abends zusammen. Die Müdigkeit trennt sie. Sie bekommen Kinder. Ihre kleine Wohnung, die wie ein Vogelnestchen aussah, ist Kinderstube, Küche und Schlafzimmer zugleich, sie ist eng, schmutzig, dumpfig, voll Kinderlärm — sie heimelt nicht mehr an. Jetzt beeilt er nicht mehr seine Schritte, wenn ihn der Weg nach Hause führt. Die Armut trennt sie. Er verliert seine Arbeit, muß sich nach neuer umsehen: die Kinder hungern, die Frau klagt und wird in ihrem Verdruß oft ungerecht ihm gegenüber. Die Entfremdung zwischen den beiden steigt. Der Hunger trennt sie. Kinder und Sorgen reiben die Gesundheit der Frau auf, sie altert früh, ihr Gesicht wird blaß und abgezehrt, der Gram schneidet in ihm seine Furchen ein. Die Krankheit trennt sie. Und wiederholt sich das nicht in tausenden und abertausenden Fällen?

Was hilft es dem Arbeiter, daß er sich ein trautes Heim schafft? Das Leben dringt ein und macht es zur Hölle. Das Leben wird für den Arbeiter zu einer feindlichen Gewalt, die ihm das Glück zermalmt. Mich trennte das Gefängnis von meinem Wirken und von meinen Lieben, dem Arbeiter aber wird unter den heutigen sozialen Verhältnissen die ganze Welt zum Gefängnis und das Leben zur Marter.

Das, was mir meinen Willen bindet, mir das vorenthält und hindert, was meinen Lebensinhalt ausmacht, ist eine Qual. Aber wäre es nicht eine noch viel schlimmere Qual, wenn man es zustande bringen könnte, jede begonnene Handlung von jemand unvollendet zu lassen und sie in ihr Gegenteil zu verwandeln? Er will sich erheben — da zwingt man ihn nieder. Er will sich hinsetzen — da entzieht man ihm den Stuhl. Er will sich ausruhen — da peitscht man ihn zum Laufen auf. Er arbeitet, und man entreißt ihm das Werk seiner Hände oder seines Hirns. Man läßt ihn immer wieder von neuem beginnen und vernichtet immer wieder sein Beginnen. Sein erhobener Arm wird niedergeschlagen, das Wort erlischt in seinem Munde, der Gedanke bleibt unausgedacht. Das wäre eine Marter, viel schrecklicher noch, als die Sisyphusarbeit und das Werk der Danaiden. Ergeht es aber nicht ähnlich dem modernen Proletarier? Er arbeitet und man raubt ihm die Freude an seiner Arbeit, indem man ihm ihre Frucht entzieht und ihn zum Anhängsel der Maschine macht. Er wälzt sein Leben lang Steine den Berg hinauf, die ihm jedesmal entgleiten, wenn er den Gipfel erreicht hat. Er liebt — da machen Not und Ausbeutung ihm die Liebe zur Quelle des Elends und des Grams. Er will seine Kinder erziehen — da reißt man sie ihm weg und wirft sie in den Schmutz der Straße, in den Staub der Fabrik!

Wie soll der Proletarier diesen peinigenden Gewalten entgehen, die ihm das Leben verleiden? Wo soll er seine Hütte hinbauen, um ihnen zu entfliehen? Nichts hilft, er kann ihnen nicht entschlüpfen, solange er in den sozialen Verhältnissen bleibt, die der Kapitalismus geschaffen hat!

Wir im Gefängnis dagegen, wir hatten wenigstens unsere Fluchtgedanken. Wir brauchten bloß über die Gefängnismauer

hinüber zu gelangen, und die ganze Welt öffnete sich für uns. Nur die Gefängnismauer!

Ich sah durch das Fenster in den großen Hof. In einer Ecke hinter der Mauer lugte das obere Stockwerk eines kleinen Teehauses hervor, ich sah auch das große Schild, das über dem Eingang hing. Da war offenbar die Straße. Das Teehaus befand sich über die Straße. Wie wäre es zum Beispiel — das Eisengitter durchfeilen, dann in einer dunklen Nacht sich an zusammengebundenen Bettüchern herunterlassen, am Kohlenlager waren Latten, die man an die Mauer anlehnen könnte, um über die Mauer zu steigen, mehr brauchte man nicht, denn eine Außenwache gab es nicht! . . . Ja, wenn nur die zwei großen Bogenlampen nicht wären, die den Hof tageshell beleuchteten!

In Erwartung der Amnestie.

Unsere Spaziergänge im Hofe gestalteten sich bald zu einem Diskussionsklub. Zwar schob man jetzt statt einem, je zwei Kriminalgefangene in unsere Reihen, so daß nur jeder Drittfolgende ein Politischer war, doch konnte das unsere Sehnsucht nach Meinungsaustausch, nach lebendiger Stimme nicht bändigen. Wir unterhielten uns untereinander, trotz dem Anherrschen seitens der Soldaten und der Ungeduld der Aufseher. Es war eine Unterhaltung in Bruchstücken, durch rasch hingeworfene Sätze, furchtbar zerrissen, — aber die Uebung macht den Meister: mit der Zeit erreichten wir eine derartige Fixigkeit und Virtuosität, daß wir mehrere zusammenhängende Gespräche zugleich führen konnten.

Ich beginne zum Beispiel an dem Punkt, wo der Kreis sich mit dem inneren Spazierweg berührt und ich meinem Genossen G. gegenüberstehe:

„Die neue Anleihe beträgt 2000 Millionen Franks, davon aber nur 1200 vom Auslande. Wer soll die 800 im Inlande hergeben? Mumpitz! Das gibt kein Gold, nur Büchernotierungen."

Die letzten Worte muß ich ziemlich laut sprechen, da wir uns von einander entfernt haben und ich bereits an dem Genossen N. vorbeigehe, dessen Weg die Tangente zum Kreis bildet.

„Glauben Sie nicht auch", spricht er, „daß man die Arbeiterdelegiertenräte wieder herstellen müßte, wie sie waren?"

„Unbedingt. Wir müssen die Arbeiter erst nehmen, wie sie sind, also parteilos. Einzige Bedingung ist — Klassenkampf. Hauptsache — Massenorganisation. Wir wollen die Arbeiter durch den Klassenkampf zum Sozialismus bringen."

„Ganz meine Meinung", höre ich noch seine Antwort.

Eine Stimme von hinten erhebt sich: „Die Ka—deten (Konstitutionell-Demokraten) bekommen die Mehrheit bei den Wahlen. In der Zeitung steht's." Ein Kriminalgefangener meint verdutzt: „Die Kadetten (er verwechselt die politische Partei mit den Zöglingen des Kadettenkorps), was wollen denn die noch?" Hinter der Hausecke, auf einem von uns entfernten Seitenweg zeigt sich mein Freund A. Er hat isolierten Spaziergang zur Strafe für seine Unbotmäßigkeit während der gemeinsamen Spaziergänge. „Ka—detten bekommen die Mehrheit!" rufe ich ihm zu. Er hört nicht. „Ka—de, Majorität!" schrei ich aus vollem Halse.

Indessen ist der halbe Kreis passiert. Genosse G., der mit absichtlicher Langsamkeit seinen Weg ging, trifft jetzt mit mir wieder zusammen.

„Frankreich zahlt 800 Millionen. Jedoch mit der Bedingung, daß der Betrag zur Deckung der fälligen kurzfristigen Schuld verwandt wird, das sind 799,8 Millionen Franks. Also, Ergebnis — Null!"

Ich setze den Rundgang fort. Auf einem Separatweg an der Mauer wandelt langsam und krank ein Genosse, der mir erzählt, wie er als Vertreter eines Arbeiterdelegiertenrates aus der Provinz nach Petersburg kam und gleich in der ersten Sitzung unseres Delegiertenrates, die er aufsuchte, verhaftet wurde. Er sieht schlecht aus: abgemagert bis zum Skelette, erdfahles Gesicht, blaue Lippen eines Phtysikers — ich fürchte, er geht uns drauf!

Der Kreis ist geschlossen und Genosse G. richtig an seinem Platze.

„Das Ganze läuft schließlich auf die Umschreibung einer alten Schuld heraus, nur daß jetzt viel höhere Prozente gezahlt werden. Es sind wahre Wucherzinsen. Darum geht denn auch die Börse darauf ein, die Anleihe noch vor dem Zusammentritt der Duma perfekt zu machen! Die Duma würde es niemals gestatten."

„In ihrem Klassenkampf können sich die Arbeiter der sozialistischen Leitung nicht entziehen, sie gehorchen ihr willig, aber als Massenorganisation unterordnen sie sich den Kampf der Fraktionen. Das zeigten eben die Arbeiterdelegiertenräte, in denen „Minorität" und „Majorität" der Sozialdemokratie einträchtlich zusammenwirkten und auch die Sozialisten-Revolutionäre keine andere als sozialdemokratische Politik trieben."

So ging es, bis die halbe Stunde zu Ende war und wir nach unseren Zellen abgeführt wurden.

Eine besondere Bedeutung gewannen unsere Spaziergänge durch den Austausch politischer Neuigkeiten. Auf verschiedenen Wegen, nicht zum mindesten durch die Zeitung, die ab und zu eingeschmuggelt wurde, gelangten die politischen Nachrichten zu uns und wurden selbstverständlich während des Spaziergangs allgemein bekannt gegeben. Im Vordergrunde des Interesses standen die Wahlen zur Duma. Ihr oppositioneller Charakter kam immer entschiedener zum Ausdruck.

Wir besprachen eifrig die politische Situation. Die meisten unter uns waren verhaftet am 3. Dezember 1905 in der geschichtlichen Sitzung des Petersburger Arbeiterdelegiertenrates, also zu einer Zeit, da die Wellen der Revolution hochgingen. Sie haben

erwartet, daß das siegreiche Volk ihnen in den nächsten Tagen schon die Pforten des Gefängnisses öffnen werde. Aber Tage und Wochen vergingen, die Volksmengen zeigten sich nicht, und niemand riß das Gefängnistor auf. Dagegen stieg die kalte Frechheit der Gendarmen. Und Nachrichten kamen traurig und schauderhaft. Alles niedergeschlagen, in Blut ertränkt. Die Strafexpeditionen: niedergebrannte Dörfer und Massenerschießungen! Der Fall Spiridonowa. Ein wahrer Hexensabbat, der über Rußland fegte. Sie wußten, daß eine Wendung der Dinge unbedingt eintreten muß. Aber wann? Viele wurden müde vom langen Warten und sahen mißtrauisch den neuen Dingen entgegen. Ich selbst hatte gerade noch Zeit, die reaktionäre Orgie bis zu ihrer höchsten Entfaltung mitzuerleben, als ich verhaftet wurde. Die Stimmung im Volke wechselte. An Stelle der Enttäuschung und Niedergeschlagenheit kam immer mehr eine verbissene Wut zum Ausdruck, die die Verzweiflung gebar. Der Kampfentschluß reifte in den Volksmengen. Doch war es klar, daß ein Sieg über die Regierung nur möglich war durch einen Volksaufstand, verbunden mit Militärrevolten, nur dann, wenn das Volk und die Armee sich vereinigten. Dazu brauchte es noch, wie die Dezemberbewegung bewies, einer langen Vorarbeit der politischen Kämpfe.

Daß die Reichsduma schon allein dadurch, daß sie die Regierungspolitik und den ganzen Wirrwarr sozialer Fragen, in denen sich der Staat verstrickt hat, zur öffentlichen Kritik bringen würde, selbst gegen ihren Willen für die Revolution arbeiten müßte, war nicht schwer einzusehen. Und je stärker die Opposition in der Duma vertreten sein würde, desto eingehender und schärfer würde ihre Kritik der herrschenden politischen Zustände sein. Aber die Frage der Zusammensetzung der Reichsduma war die Frage des Bauerntums.

Wie ist der Bauer? Das wußte unter dem Polizeiregiment des Absolutismus kein Mensch. Als die Regierungsgewalt durch den Krach und durch die Revolution geschwächt wurde, begann auch das Bauerntum sich an vielen Orten zugleich zu regen. Wir hatten Bauernkongresse und einen Bauernbund, der Hunderttausende umfaßte. Aber was bedeutete das inmitten einer Bauernbevölkerung von hundert Millionen? Die Bauernunruhen, die etliche tausend Dörfer ergriffen, waren doch noch nicht maßgebend für die Stimmung der Bauernmasse in einem Lande, wo man 300 000 Dorfschaften zählt. Wird sich das Bauerntum in Massen nicht von den Regierungsbeamten beeinflussen lassen und

nach ihrem Kommando wählen? Zumal jetzt, während des Schreckensregiments. Die Regierung hat in ihrer Art tüchtig für die Wahlen vorgearbeitet. Erst nachdem sie sämtliche Revolutionsherde zerstört, ganze Provinzen eingeäschert und fast 100 000 Personen in die Gefängnisse gesteckt hatte, schrieb sie die Wahlen aus. Sie wollte mit Gewalt und Schrecken die Stimmung beeinflussen. Es gehörte ein starkes politisches Bewußtsein und eine große Entschlossenheit dazu, um unter solchen Verhältnissen dem Willen der Regierung zu trotzen und eigene Wege zu gehen. Ist das Bauerntum in seinen Massen politisch reif genug, um auf seinem Willen zu bestehen? Das war die Frage.

Die ersten Wahlnachrichten aus Petersburg und Moskau, wo die Konstitutionell-Demokraten glatt durchgingen, erfüllten uns mit Freude, konnten aber, selbstverständlich, nicht als maßgebend gelten für das ganze Land. Allein jeder Tag brachte neue Siegesbotschaften der Opposition.

Um diese Zeit bekamen wir nämlich bereits fast täglich Zeitungen. Mehrere Aufseher, zum Teil aus politischer Gesinnungsgemeinschaft oder aus Mitgefühl mit den Gefangenen, zum Teil gegen Entgelt, fanden sich bereit, uns den Verkehr mit der Außenwelt zu vermitteln. So bekam ich auch die Möglichkeit, einen Brief an meine Freundin, unter Umgehung der Gefängniszensur, abzusenden. Auf dem gleichen Wege erhielt ich von ihr Antwort.

Die Zeitungen veröffentlichten in jeder Nummer Tabellen der Wahlergebnisse. Überall, in den Städten wie auf dem Lande, fast durchweg — Opposition. Die städtische Bevölkerung ließ sich nicht einschüchtern, desgleichen das Bauerntum, das letztere zeigte ein politisches Verständnis, das über alle Erwartungen ging. Das war das bleibende Ergebnis dieser Wahlen.

Die Leitartikler schwelgten in liberalen Expektorationen. Als erste politische Frage wurde die Amnestie für politische Vergehen in den Vordergrund gestellt.

Die Konstitutionell-Demokraten versprachen in ihrem Siegestaumel aller Welt, was sie nur wollte. Den Bauern — Land, uns — Amnestie, den Geschäftsleuten — Ruhe, Ordnung und Profit. Sie kamen sich vor, wie jemand, der eine reiche Erbschaft angetreten hat. Sie glaubten, ganz Rußland geerbt zu haben. Was früher war, entschwand in das Dunkel der Zeiten: die militärische Gewalt der Regierung, die revolutionäre Agitation der Sozialdemokratie — jetzt gab es nur noch ein einiges Rußland, dessen Wortführer die Konstitutionell-Demokraten waren. Und doch war es in Wirklichkeit nicht einmal ein politischer Sieg, den

sie erfochten hatten, sondern nur ein Wahlsieg, der um so leichter war, als es bei diesen ersten parlamentarischen Wahlen keinen eigentlichen Kampf der Parteien gab, sondern nur einen Kampf gegen die Regierung.

Die Konstitutionell-Demokraten eröffneten eine große Agitation im Lande für politische Amnestie und erklärten, nicht ruhen und rasten zu wollen, bis sie diese Forderung durchgesetzt haben werden.

Die Regierung war durch das Ergebnis der Wahlen am meisten überrascht. Ratlos und schwankend, ließ sie es fürs erste gewähren, daß der Liberalismus sich breit machte. Sie zeigte sich bis zu einem gewissen Grade nachgiebig. Es gewann den Anschein, als wenn sie tatsächlich nicht abgeneigt wäre, eine Amnestie zu gewähren. Offiziöse Blätter wußten sogar wiederholt das Datum dieser Amnestie und verschiedene Details anzugeben.

Das anfängliche Mißtrauen schlug dann bei manchem unter uns in eine Ungeduld um. Das war sehr begreiflich, wenn man sich vergegenwärtigte, mit welch hochgespannten Hoffnungen diese Genossen in das Gefängnis kamen, wie tief dann ihre Hoffnungen sanken, um jetzt wieder aufzuleben. Sie wollten eine rasche Lösung. Zu diesem Zweck wurde vorgeschlagen, die Amnestiebewegung draußen unsererseits dadurch zu unterstützen, daß wir die Speisenannahme verweigerten.

Dem wurde entgegengehalten, daß wir vor allem überhaupt keine Amnestie wollen. Nein, wir wollen nicht begnadigt werden. Unsere Forderung lautet anders. Wir verlangen ein öffentliches Gericht unter Garantien eines gerechten, von der Regierung nicht beeinflußten Urteils.

„Kein Gericht von Beamten und Spitzeln, denen die Regierung in einem versiegelten Kuvert noch vor der Gerichtsverhandlung das fertige Verdikt zusendet!“

„Wir wollen vor ein Volksgericht gestellt werden.“

„Dieses Gericht möge genau erforschen, was wir getan haben. Vor diesem Gericht werden wir selbst offen und frei darlegen, was wir gewollt und was wir erstrebt haben. Dann möge es sein Urteil fällen.“

„Es wird ein Urteil sein, das über uns und — über die Regierung entscheidet.“

„Vor ein solches Gericht gestellt zu werden, das ist unser Recht, das man uns nicht verweigern darf.“

„Die Regierung ließ uns verhaften und hielt uns Monate lang im Gefängnis, sie bedrohte uns mit Zuchthaus und Straf-

arbeit, und wenn sie uns jetzt frei läßt, da soll die Rechnung zwischen uns und ihr ausgeglichen worden sein? Nein, noch bei weitem nicht."

„Die Begnadigung ist eine Beleidigung für uns. Was wir getan, ist keine Schuld, die man uns erlassen müßte, sondern ein Verdienst um die Sache des Volkes. Nicht wir sind die Verbrecher, sondern jene, die uns gefangen hielten. Wir klagen die Regierung an!"

„Vors Gericht mit dieser Regierung! Wir werden nachweisen, daß sie an uns ein Verbrechen begangen hat und daß dieses Verbrechen sich einer Reihe ähnlicher anschließt, mit denen sie ihre Herrschaft im Staate stützt."

So argumentierten wir. Zugleich war es klar, daß man, wenn schon, doch jedenfalls vor Zusammentritt der Reichsduma an eine öffentliche Gerichtsverhandlung unter auch nur den allerbescheidensten Garantien des Rechts in einem politischen Prozeß nicht denken durfte. Folglich mußte man zunächst die Duma abwarten. Der Gedanke wurde propagiert, am 27. April, dem Tage des Zusammentritts der Reichsduma, den Hungerstreik zu beginnen mit der Forderung eines öffentlichen Volksgerichts.

Ostern nahte. Immer hartnäckiger und mit der größten Bestimmtheit behaupteten die Zeitungen „aus zuverlässigster Quelle", daß am Tage der Auferstehung Christi der Gnadenerlaß des Zaren für politische Sträflinge beziehungsweise Untersuchungsgefangene zu erwarten sei.

Die Regierung stand vor einem Entweder—Oder. Wollte sie einen modus vivendi mit der Reichsduma zustandebringen, so mußte sie die Amnestie gewähren. Ohne Amnestie gibt es keine Beruhigung, im Volke wie in der Duma, das war klar. Oder denn, die Regierung geht einen anderen Weg. Dann muß sie die Reichsduma auflösen. Dann gibt es, selbstredend, keine Amnestie. Doch wäre dies das wenigste: dann nehmen die Dinge überhaupt eine sehr ernste Wendung. Unter solchen Umständen käme es binnen kurz oder lang zu einem Volksaufstand. Vielleicht befreit uns dann das revolutionäre Volk, wenn nicht vorher die Regierung durch ihre Soldateska uns niedermetzeln läßt.

Wenn aber die Regierung sich auf den Weg des Kompromisses begeben sollte, so war es für sie durchaus vorteilhaft, die politische Amnestie jetzt schon auszuführen, noch vor dem Zusammentritt der Reichsduma. So behielt es wenigstens den Anschein eines Gnadenakts des Zaren, währenddem es nachher den Charakter eines Zugeständnisses gewinnt, das ihm von der Reichsduma im

Kampf abgerungen wird. Darum hatte es tatsächlich vieles für sich, die Amnestie zu Ostern zu erwarten.

Wir gewöhnten uns so sehr an den Gedanken der Amnestie, daß wir damit beinah wie mit einer feststehenden Tatsache rechneten. Wir verabredeten uns darüber, wie wir uns treffen wollen nach der Freilassung, besprachen Pläne gemeinsamer Tätigkeit. Nur noch einige Tage — dann wären wir frei, unter unseren Freunden und Genossen, und wieder in der großen Massenbewegung. Welch herrliche Aussichten! Das Herz zitterte vor freudiger Spannung. Nur noch wenige Tage!

Indessen machte sich auch im äußeren Leben des Gefängnisses das nahende Ostern bemerkbar. Es wurde gescheuert und geputzt. In der Zentralhalle wurden große Tische aufgebaut für das gemeinsame Mahl des Aufseherpersonals am Osterfeiertage.

Aus dem Fenster meiner neuen Zelle sah ich die Gefängniskirche. In den letzten Tagen gab es hier ein unausgesetztes Kommen und Gehen. Frauen und Kinder kamen mit größeren und kleineren Bündeln und Körben: sie brachten, nach Landessitte, Speisen in die Kirche, um sie sich vom Priester weihen zu lassen. Viele sahen zu unseren Fenstern hinauf, manche grüßten oder schwenkten das Tüchlein. Ich stand oft stundenlang am Fenster und sah den Passanten zu in der Hoffnung, unter ihnen ein befreundetes Gesicht zu entdecken.

Dann kam der Vorabend des Festes. Das Kirchlein war hell erleuchtet. Über seinem Portal große Illumination in elektrischem Glühlicht. Von der Elektrizität gespenstisch beleuchtet, huschten unten menschliche Gestalten und verschwanden im Innern der Kirche. Die große Nachtmesse begann. Auch im Hause des Gefängnisses spürte man Unruhe und emsiges Treiben. Hier, wo sonst in der Nacht Grabesstille herrscht, wurde diesmal ebenfalls gewacht. Ich spürte, daß diese feierliche Spannung, die überall verbreitet war, auch in meine Zelle eindrang. Darum legte ich mich zu Bette und schlief bald ein.

Ich wurde aufgeweckt durch ein grelles Licht. „Tag ist es nicht, es muß spät in der Nacht sein" — schoß es mir durch den Kopf, als ich die Augen aufmachte. In meiner Zelle brannte die Elektrizität. Im Fenster sah ich eine bläuliche Lichtflut. Freudiges, feierliches Glockengeläute erfüllte die Luft. Ja so! Die große Zeremonie hatte ihren höchsten Punkt erreicht — aber was will man von mir? An meiner Tür stand der Aufseher und schob mir durch die Türluke geweihte Osterspeisen: gefärbte Eier, Weißbrod und Quark, letzterer zu einem Pyramidchen geformt und mit etlichen

Rosinen gespickt. Die Rosinen waren zwar klein und zusammengeschrumpft und hatten den Geschmack von gekautem Kautabak. Aber immerhin, was will man noch mehr von einer Gefängnisverwaltung? Sogar Rosinen!

Ich ließ das Licht auslöschen, konnte aber lange nicht mehr einschlafen. Das Bimmeln und Bammeln der Glocken überflutete jetzt die Stadt. Der Jubel, den die Kirche unter Aufbietung ihres ganzen Pompes inszeniert hatte, beherrschte jetzt alles! Christus ist auferstanden!

Christus ist auferstanden! Der Erlöser ist dieser Welt der Marter und Tränen entrückt. Selbst geläutert im Schmerz, hat er allen vergeben. Ja, so soll es gewesen sein! Aber das ist so lange her. Das war zu einer Zeit, da die Priester des christlichen Glaubens selbst geächtet und in die Gefängnisse geworfen wurden, wie wir. Das war zu einer Zeit, da sie mit den Armen ihr Mahl und ihr Nachtlager teilten!

Christus ist auferstanden! Jetzt singen sie es mit fetter Stimme und denken an die Schnapsflasche und den Schinken, die ihrer zu Hause harren.

Christus ist auferstanden! Was wird der morgige Tag uns Gefangenen bringen? Freiheit? — — — — — — — — — —

Der erste Ostertag verging — von einer Amnestie war nichts zu vernehmen. So auch der zweite Tag. Nun wurde es uns klar, daß wir unsere Hoffnungen, wenn nicht aufgeben, so doch bis zum Zusammentritt der Reichsduma hinausschieben müssen.

Die Enttäuschung war sehr groß — mehr vielleicht noch für die Familien der Gefangenen als für diese selbst. Viele waren so sehr überzeugt von der Rückkehr ihrer Lieben zu den Osterfeiertagen, daß sie am Osterabend bis in die späte Nacht saßen und ihrer harrten.

Ich denke mir eine kleine Stube. Der Tisch, mit weißem Linnen frisch überzogen, ist von der Lampe hell beleuchtet. Überall ist sauber geputzt und gewischt. Denn morgen ist Ostern und heute — heute kommt der Vater! Die Kinder haben schon lange die Tage gezählt und heute vom frühen Morgen an wollen sie keine Ruhe lassen. „Mama, warum kommt er nicht? Noch immer nicht?“ — „Geduld, Kinder, so schnell geht es nicht. Er muß erst ins Gefängniskontor, dann vielleicht noch zur Gendarmerieverwaltung, und dann, es sind ja dort ihrer so viele, bis er an die Reihe kommt, bis alle Formalitäten vollzogen sind — nein, vor Abend dürfen wir ihn nicht erwarten.“ — „Mama, aber Vater kommt doch gewiß?“ — „Freilich, Kind, in der Zeitung steht es

doch, auch er hat es ja selbst geschrieben.“ Die abgehärmte, blasse Frau ist selbst voll Unruhe. Monate vergingen, seitdem der Mann verhaftet wurde. Sie hat sich so sehr um ihn gebangt! Erst ließ man sie zu ihm gar nicht zu. Wochenlang wollte man ihr keine Begegnung mit ihrem Mann gestatten. Der Gendarmerieoberst wies sie brutal zurück. Der Prokuror meinte kalt: „Eine Zusammenkunft mit Ihrem Mann? Wo denken Sie hin? Ihn erwartet ja der Strang! Unmöglich. Bis zum Abschluß der Untersuchung unter keinen Umständen.“ Die Unholde schreckten und marterten sie mit Absicht, um durch sie auf ihren Mann einzuwirken. Dann sah sie ihn — er zeigte sich munter, aber in den tiefen Furchen seines ernsten Gesichts, in der finsteren Glut der tiefliegenden Augen konnte sie leicht lesen, was er zu erdulden hatte! Und wie sie sich hat plagen müssen, allein mit den Kindern! Mühe und Not und Sorge! Und was ihr noch bevorstand! Der Mann in sibirischer Zwangsarbeit für viele Jahre, was soll aus den Kindern werden? Und nun nimmt das alles eine ganz andere Wendung. Er kommt, er kehrt wieder zurück, in ein paar Augenblicken wird er da sein . . . . . Es wird Abend. Die Frau richtet das karge Abendmahl, ihre Hände zittern. Und Stunde auf Stunde verstreicht. Die Frau macht sich zu schaffen, um die langsam fließende Zeit nicht zu merken, sie ist voll Unruhe und alles entfällt ihren Händen. Dunkle Schatten legen sich ans Fenster, es ist spät in der Nacht. Die Kinder sind müde und nicken ein, wollen sich aber nicht zu Bette bringen lassen, sie wollen den Vater sehen. — „Mutti, er kommt doch? Kommt sicher — ja, Mutti?“ — „Ja, ja — aber wann? wann doch endlich? Barmherziger Gott!“

Seht ihr sie nicht, wie sie, die Hände ringend, zusammenbrach? Hört ihr nicht eine Frau schluchzen tief in der Nacht? So war es in jener Osternacht unter Tausenden von Dächern in Petersburg, in Moskau, in ganz Rußland!

Wir Berufsrevolutionäre sind viel besser dran, als jene, die erst vom Strudel der Revolution mitgerissen wurden. Wir wissen von vornherein, was uns erwartet, und sind gegen alle Schicksalsschläge gerüstet. Der große Wechsel von Freud und Leid ist unser Lebenselement. Wir lieben den hohen Wellengang des Lebens!

Mit der Amnestie war es also für diesmal nichts. Folglich standen mir noch sicher mehrere Wochen Haft bevor. Alles zusammen, hatte die Gendarmerie reichlich Zeit, um meine Personalien festzustellen. Ihre Recherchen danach hat sie gewiß gleich nach

meinem Verhör eingeleitet. Folglich war es zweckmäßig, ihr vorwegzukommen und die Maske zu lüften. Ich beschloß, gleich nach den ersten Feiertagen mich deswegen zum Verhör zu melden.

Am vierten Ostertag, um die Mittagszeit trat der Aufseher hastig in meine Zelle.

„Packen Sie Ihre Sachen. Sie werden freigelassen."

Ich besann mich. Die Meldung erweckte in mir Mißtrauen.

„Was soll das?" frug ich. „Gibt es einen Amnestieerlaß?"

„Das nicht, aber Sie werden freigelassen."

„Das glaube ich nicht. Wenn es keine allgemeine Amnestie gibt, so werde auch ich nicht freigegeben."

„Es wird noch einer befreit."

„Wer denn?"

„Trotzky."

Also das war es! Mein Freund Trotzky, der mir im Präsidium des Arbeiterdelegationsrates voranging und am 3. Dezember verhaftet wurde, und ich, wir beide, sollen freigelassen werden, trotzdem es keine Amnestie gibt? Der Betrug war zu plump eingefädelt.

„Jetzt weiß ich's", rief ich. „Wir werden nach der Peter Paulsfestung abgeführt"

„Ja, aber ich durfte es nicht sagen," antwortete der Aufseher mit gedrückter Stimme und sah mich traurig und schuldbewußt an, mit einer stummen Entschuldigung für die unheilbringende Botschaft.

„Gut, ich bin gleich fertig."

Ich sammelte schnell meine Sachen in Koffer und Bündel. Als wir aus der Zelle heraustraten, rief ich, so laut ich konnte:

„Genossen, ich werde nach der Peter Paulsfestung abgeführt! Ich und Trotzky!"

Eine Unruhe ging durch die Zellen. An einer Stelle wurde die Türluke von innen aufgeklappt (der Riegel muß stark gelockert worden sein, sonst wäre es nicht möglich), in der Oeffnung zeigte sich der Kopf des Genossen B.

„Parvus, was gibt es?"

„Wir werden nach der Peter Paulsfestung abgeführt: ich und Trotzky!"

Eingekapselt!

Weshalb wurde mir die Verfügung vorenthalten, der zufolge ich nach der Peter Paulsfestung versetzt werde? Wozu diese Ueberrumpelung? Dieser heimtückische Ueberfall? Die feige Komödie könnte unter Umständen einen sehr tragischen Abschluß finden.

Man denke sich einen jungen Hitzkopf, mit dem die Gendarmerie das gleiche Experiment auf die Festigkeit der Nerven ausführt? Die plötzliche Befreiung überrascht ihn, aber er denkt nicht viel darüber nach, was und wie? Die Hauptsache — er ist frei! Jede Muskel, jeder Nerv spannt sich in ihm. Jubelnd packt er seine Sachen ein. Bald ist er auf der Straße, atmet freie Luft, Herrgott! Nur möglichst schnell raus! Er hüpft die Treppe hinunter. Nun heißt es: erst zur Gendarmerieverwaltung! „Gut, mag sein, doch beeilt euch, schneller, bitte, schneller!“ Zwei Gendarmen steigen mit in die Kutsche ein, jetzt haben sie ihn! Die Fahrt dauert ihm zu lange. Die Gendarmen schweigen. Er wird stutzig. Ja, wo geht es denn da hin? Es sind doch ganz andere Straßen? Was soll denn das? Was hat man mit ihm vor? Das ist nicht die Freiheit, nein! Wohin wird er gefahren? In die Festung? Zum Richtplatz vielleicht?

„Ihr Schurken, wo fahrt ihr mich hin? Weshalb betrogt ihr mich?“ Er schreit es und will sich erheben.

„Ruhig?“

Er wird von beiden Seiten an den Armen gepackt . . .

Denselben schurkischen Betrug versuchten sie auch mit meinem Freund Trotzky, der allerdings sich ebensowenig hat irreleiten lassen. Er erklärte, nicht von der Stelle weichen zu wollen, bevor man ihm klipp und klar eröffnet, was man mit ihm vorhabe. Darauf wurde ihm mitgeteilt, daß er nach der Peter Paulsfestung abgeführt werden soll.

Es lag offenbar System in dieser Verheimlichung, es war eine konsequent angewandte Methode. Das findet seine Erklärung vielleicht zum Teil in der geheimnisvollen Aureole, mit der die Peter Paulsfestung auch in den Augen der Gendarmen umgeben ist.

Die Peter Paulsfestung ist der Ort, der sich selbst der Kontrolle der Gendarmerieverwaltung entzieht. Sie weiß nur, daß sie hier ihre Opfer einliefert. Im Innern herrscht der Festungskommandant,

der nur dem obersten Armeekommando untersteht. Was hier geschieht, erfährt kein Mensch. Und wer da eintritt, kommt nicht so schnell heraus, wenn er überhaupt heraus kommt. Die Peter Paulsfestung ist der steinerne Sack. Drin ist Nacht und Geheimnis. Drin webt geräuschlos der Tod sein Spinngewebe. Dies ist die Vorstellung von der Peter Paulsfestung. Wie soll man da nun an jemand herantreten und ihm sagen:

„Bitte, packen Sie Ihre Sachen; die Gruft, in der Sie lebendig begraben werden sollen, ist schon bereit!“

Man befürchtet, daß die Mitteilung von der Ueberführung nach der Peter Paulsfestung den Gefangenen in Wut bringen, zur Verzweiflung treiben könnte. In dieser Geistesverfassung könnte er einen Widerstand versuchen. Darum sucht man ihn erst durch List aus dem Gefängnis herauszubekommen und in die Arme der Gendarmen zu bringen.

Eine recht seltsame Stimmung bemächtigte sich meiner von dem Moment an, wo ich mich überzeugt hatte, daß ich nach der Peter Paulsfestung gebracht werde. Es war eine Art Ausgelassenheit, die mich antrieb, irgend einen Schabernack zu begehen, und doch spürte ich tief im Innern den nagenden Wurm. Das Getue um mich erschien mir albern. Dieses ganze Aufgebot von uniformierten Menschen, von Waffen und Eisenwerk — Menschen und Dinge verschmolzen vor meinen Augen in eins, aus dem besonders die Metallteile hervortraten: Messingknöpfe, Goldtressen, Eisenstücke, kleine, die an den Uniformröcken bammelten, große in den Gittern und Geländern — das alles erschien mir albern. Und albern vor allem erschien mir der Ernst, mit dem die Menschen um mich das alles nahmen. Es war so grundverschieden, befand sich auf einem ganz anderen Gebiet, als das, womit sich mein Geist befaßte. Weltprobleme, Gesetze des geschichtlichen Werdens, Ideenentwicklung! Ihr Narren, indessen ihr um mich herumtolpatscht, erhebt sich mein Geist himmelhoch und spottet über euch! Seht doch diesen Lümmel in Wasserstiefeln, der den Sonnenfleck im Husch fangen will! Und andrerseits, meine Gehirntätigkeit, ist sie nicht auch nur eine besondere Zusammenfügung von Partickelchen, die mich reizt, wie mich die Spitze des Degens sticht? Narrheit! Nichtig ist das eine, wie das andere! Der Wurm in den untersten Tiefen meiner Seele nagte.

Ich lachte, scherzte mit dem Aufseher, sah mich belustigt um. Im unteren Gang traf ich zwei Damen, die aus den Gemächern der Direktion herauskamen. Sie waren furchtbar aufgedonnert und aufgeputzt. Ich sah ihnen lächelnd zu. Wie albern sie daher-

trippelten! Welch alberne Gedanken staken in den kurzen Schädeln unter den Haarwulsten! Aber wie sehr sie von dem Bewußtsein ihres Wertes erfüllt waren, von der Bedeutung der Nichtigkeiten, die ihr Leben ausmachten! Die Erinnerung kam mir an ein italienisches Bild, das ich einmal auf einer Ausstellung sah: Arbeiterinnen in den Reisfeldern. Die gebückten Mädchen in farbigen Röcken sahen aus der Ferne wie große bunte Vögel aus. Wenn man diese Damen in die Reisfelder versetzen würde, wie würden sie da aussehen? Ich mußte lachen über den komischen Anblick.

Im Kontor apostrophierte ich ironisch-ernst die Beamten, die über mein Guthaben bei der Gefängnisverwaltung nicht abrechnen konnten, weil der Kassierer abwesend war.

„Ihr werdet die Rechnung zahlen müssen, bis auf den letzten Heller! Nichts soll euch vergeben werden! Wartet nur, wir werden es schon erreichen! Und wir werden nichts vergessen, nicht das Geringste!“

„Was können wir? Wir führen bloß aus, was man uns befiehlt!“ meinten da die Gendarmen, die meiner harrten.

Es waren zwei baumlange Kerle.

Indessen bemerkte ich in einer Ecke Freund Trotzky, der sich über ein großes Bündel bückte. Ich eilte zu ihm und ergriff ihn beim Arm. „Trotzky?“ Wir umarmten und küßten uns.

Er hat sich sichtbar erholt im Gefängnis. Nach den so schönen, aber auch so aufreibenden Novembertagen — tags über in der Zeitung, in zahllosen Sitzungen, in Volksversammlungen, nachts in den Sitzungen des Arbeiterdelegiertenrats, die bis 3 Uhr nach Mitternacht und später dauerten, Sonntags auf der großen Agition in den Fabriken und unter freiem Himmel — nach all dieser Hast und Nervenspannung, hat er im Gefängnis ausgeruht. Das Gesicht bekam wieder Farbe. Doch wollte mir dieses Bläulichrot nicht recht gefallen. Es war etwas Fieberhaftes drin, das überreizte Nerven verriet.

Wir hatten uns eine Menge zu berichten. Ich erzählte von den Dezemberkämpfen, er von der denkwürdigen Sitzung des Arbeiterdelegiertenrates am 2. Dezember. In unserem eifrigen Gespräch — erst im Gefängniskontor, dann auf dem langen Weg zur Festung, da man uns in der gleichen Equipage fuhr — achteten wir kaum noch der Dinge um uns. Wir ließen unsere Tätigkeit im „Natschalo“ und in der „Rußkaja Gazeta“ Revue passieren, die politischen Pläne, die wir gemeinsam durchdachten, und den Abschluß, denn sie fanden. War das schon das Ende?

Nein, durchaus nicht, die Revolution befand sich im vollen Gange. Den Konstitutionell-Demokraten werde es nicht gelingen, ihr die Spitze abzubrechen, dessen waren wir sicher. Wenn sie sich der Regierung ausliefern wollten unter unvermeidlichem Verrat der Demokratie, so würden sie ihre Stützen im Volke verlieren, dessen Stimmung deutlich genug bei den Wahlen zum Ausdruck kam. Sie würden damit für uns vorarbeiten und schließlich dem Volksingrimm weichen müssen. Würden sie aber in eine scharfe Opposition zur Regierung treten, so würden sie damit die Reichsduma zum Mittelpunkt der revolutionären Agitation machen — ein Bruch mit der Regierung würde dem unbedingt nachfolgen und als weiteres Ergebnis — der revolutionäre Volksaufstand.

Trotzky meinte, die Existenz der ersten Reichsduma sei von sehr kurzer Dauer, vielleicht werde sie schon am Tage ihres Zusammentritts aufgelöst, oder man läßt sie gar nicht zusammenkommen. Mir dünkte es wahrscheinlicher, daß die Regierung zunächst sich mit der Reichsduma einzurichten sucht. Wir hätten also wieder eine liberale Aera vor uns, während welcher die revolutionäre Volksmasse eine politische Schulung durchmachen und sich organisieren würde. Ein Bruch mit der Regierung war auch in diesem Fall unvermeidlich und Schlußergebnis — revolutionärer Volksaufstand. Doch gab ich auch die Möglichkeit einer sofortigen Auflösung der Reichsduma zu.

Weder die Regierung noch die Reichsduma waren imstande, die politischen und die großen sozialen Probleme zu lösen, die die Revolution zum Durchbruch gebracht hatte. Das blieb in allen Fällen die Hauptsache. Die Revolution nahm gebieterisch ihren Lauf, sie konnte nicht mehr eingedämmt werden. Sie konnte nur noch ihren Abschluß finden dadurch, daß die Kräfte, die sie aufwirbelte, sich gegenseitig aufrieben und eine Richtung vorherrschen ließen. Dazu brauchte es noch lange Zeit.

Wenn wir nicht durch politische Amnestie freigelassen werden, so wird uns das revolutionäre Volk befreien. Je später wir aus der Festung herauskommen, mit desto größerem Triumph kommen wir aus ihr heraus.

„Trotzky, wenn wir raus sind, müssen wir uns noch am gleichen Abend treffen, und am nächsten Tage schon gibt es eine Arbeiterzeitung. Wir beide bleiben zusammen."

„Ich wünsche nichts sehnlicher, als das."

Wir nahten der Festung. Schon sahen wir ihr großes Tor. Auf meiner Seite, rechts, las ich in großen Lettern die Zahl 47.

„Trotzky, hier ist 47, was lesen Sie auf Ihrer Seite?"

„Siebzehn."

Also **1747**. Das war das Jahr der Erbauung der Festungsmauer. Über anderthalb Jahrhunderte schon stand die Festung! Wieviel erstickte Leiden barg sie in sich?!

Wir fuhren durch ein zweites Tor. Dann ziemlich lange über eine breite Chaussee, die auf beiden Seiten von schattigen Baumalleen umrahmt war. Dann durch Seitenstraßen an Kasernen, Stallungen und anderen Gebäuden vorbei. Die Festung entfaltete sich vor uns in solchen Dimensionen und einer solchen Mannigfaltigkeit, daß sie wie eine Stadt für sich erschien. Endlich hielt unser Gefährt vor einem eisernen Gittertor. Hinter dem Tor zeigte sich ein niedriges zweistöckiges Gebäude. Vor dem Hause auf einer Bank saßen mehrere Gendarmen. Das war unser Gefängnis.

Trotzky wurde zuerst abgeführt. Wir verabschiedeten uns zärtlich und drückten uns kräftig die Hand. „Auf Wiedersehen!" Das Herz zuckte mir zusammen. Es war mir, als wenn mit diesem Abschied der letzte Faden riß, der jeden von uns mit der Außenwelt verband. Ein ähnliches Gefühl muß es sein, wenn man eine große Ozeanfahrt antritt. Der letzte Händedruck, noch spürst du ihn warm in deiner Hand, aber schon setzte sich das große Ungeheuer in Bewegung, eine Wasserflut trennt dich von deinen Freunden und Lieben, du hast sie vor den Augen und kannst sie nicht mehr erreichen, ihre Stimme verhallt, bald werden dich Wasserberge und ungeheuere Wasserflächen von der Welt trennen, der du mit deinem ganzen Wesen angehörst!

Allein! Ich fühlte mich von der ganzen Welt losgelöst.

Es vergingen mehrere Minuten, bis die Gendarmen zurückkamen und mich abholten. Ich kam erst durch eine große Flur, indem sich die Wache befand. Etliche Dutzend Gardesoldaten stierten mich bös und blöde an. Dann durch einen Gang, Stufen hinauf. Eine Türe wurde aufgeschlossen. Wir befanden uns in einem breiten Korridor, dessen eine Seite eine breite Fensterwand bildete. Auf der anderen — breite Türeingänge, über jedem eine Nummer. Das waren die berühmten Kasematten. Ich wurde auf Nummer 48 geführt.

Die schwere eichene mit breiten Eisen beschlagene Tür wurde aufgemacht. Ich trat ein, hinter mir zwei Gendarmen und als dritter der Gendarmenälteste. Eine kühle Luft wehte mir entgegen. Ich befand mich in einem gewaltigen, halbdunklen Gewölbe.

Es war wie in einer dunklen Gruft. Es fehlte nur noch der marmorne Sarkophag, der vorzüglich zu diesem Milieu paßte.

Für einen Toten war es eine fürstliche Behausung; für einen Lebenden war, nach meinem Dafürhalten, der Stil entschieden zu düster.

Das war mein erster Eindruck. Ich hatte nicht viel Zeit, dabei zu verweilen.

„Wollen Sie sich auskleiden!“ erklärte der Gendarmenälteste.

Auf der eisernen Bettstelle an der Wand, in der Mitte des Zimmers lag Gefängniskleidung ausgebreitet. Unterhosen und Hemd und ein breiter blauer Kittel aus einer Art Loden, am Bettrand standen schwere Pantoffeln aus gelbem Rindsleder — das war alles; Hose, Rock und Hut gab es nicht. Es war ein Anzug, in dem man sich nicht auf der Straße zeigen konnte, — und das war es eben, was seitens der Verwaltung erstrebt wurde.

Meine sämtlichen Sachen wurden mir, selbstverständlich, abgenommen. Jedes Kleidungsstück, das ich ablegte, wurde von den Gendarmen sofort beiseite genommen. Schließlich ließ man mich die Arme emporheben und untersuchte meine Armhöhlen, ob ich nicht darin etwas versteckt habe. Man erkundigte sich, ob ich hohle Zähne habe. Was könnte man in einem hohlen Zahn verbergen? Nur Gift! Und nach Gift wie nach allem, was dem Selbstmord dienen könnte, wurde hier eifrig gesucht. Eine jahrhundertlange Erfahrung zeigte, wie nötig das war.

Schließlich ließen sie mich allein. Ich stand da in meinem blauen Kittel und sah mich um.

Das schmale Fenster hoch oben, hart am Plafonds. Eiserne Doppelrahmen, in viele winzige Quadrate geteilt, in denen dünne, von Staub und Schmutz verdüsterte Glasscheibchen saßen. Draußen ein schweres eisernes Gitter. Die Wand von dem Fenstergesims war nach oben abgeschrägt. Das Gesims selbst so hoch, daß ich mit emporgehobenen Armen noch bei weitem nicht daran reichte.

Der Boden war aus einer Erdmasse, Zement oder ähnlichem. Das verstärkte noch den Eindruck eines Kellergewölbes, obwohl das Zimmer sich im oberen Stockwerk befand. Dieser Estrich war mit rötlichgelber Oelfarbe überdeckt, die auch bis an die Mitte der Wände reichte. Der obere Teil der Wände und der gewölbte Plafonds waren weiß getüncht.

Die Bettstelle — aus zolldickem Eisen. Sie war in den Boden und in die Wand fest eingemauert. Überhaupt war hier alles aufdringlich massiv, schwer und unbeweglich. Nicht vom Fleck zu bringen, nicht in die Höhe zu heben, nicht zu erschüttern — alles in Stein und Eisen zusammengewachsen. Der Tisch wurde durch eine schwere Blechplatte ersetzt, die, fest vernietet, auf einem zoll-

dicken eisernen Rahmen ruhte, der in die Wand eingemauert war und, zum Überfluß, durch — ebenfalls eingemauerte, ebenfalls zolldicke — eisernen Querstangen gestützt wurde. Einen Stuhl gab es überhaupt nicht. Die Tischplatte war so angebracht, daß man das Bett zum Sitzen vor ihr benutzen konnte. Bequem beim Lesen oder Schreiben war es nicht.

In einer Zimmerecke befand sich eine Klosetteinrichtung. Daneben Wasserleitung und ein in die Wand eingemauertes Waschbecken aus Emaille. Hier befand sich auch die elektrische Klingel. Ich drückte auf den Knopf.

Ob ich es nicht erreichen könnte — dachte ich — daß ich ins Freie geführt werde? Es war noch recht früh und diesen Nachmittag hatte ich noch keinen Spaziergang. Ich wollte wenigstens für einige Augenblicke dieser düsteren, kalten Umgebung mich entziehen.

Die elektrische Klingel surrte. Ich hörte Schritte. Jemand ging, dann kehrte er zurück. Dann nahten sich Schritte meiner Tür. Das Pförtchen wurde aufgemacht — ich sah vor ihr zwei Gendarmen.

„Wie ist es hier mit den Spaziergängen? Werde ich heute spazieren geführt?“

„Spaziergang einmal täglich. Heute nicht mehr.“

„Einmal bloß? Wie lange dauert denn der Spaziergang.“

„Zwanzig Minuten.“

„Das ist aber furchtbar wenig!“

Schweigen. Die Türlade wird gehoben, um sie zu schließen.

„Warten Sie! Wie steht es mit Büchern? Könnte ich nicht ein Buch aus der Gefängnisbibliothek bekommen?“ (Meine eigenen Bücher wurden mir ja alle abgenommen.)

„Heute nicht mehr. Bücher werden ausgegeben am Montag, Mittwoch und Freitag.“

Wieder ein Versuch, die Öffnung zu schließen.

„Aber das Evangelium? In jedem Gefängnis liegt es auf!“

„Das Evangelium können Sie bekommen.“

Die Tür wurde geschlossen. Die Schritte entfernten sich gelassen und langsam.

Was nun? Ich konnte diesem Mauerwerk nicht entrinnen. Ans Fenster, wie im Kreuz-Gefängnis, konnte ich hier auch nicht. Das war ein für allemal ausgeschlossen. Unmittelbar vor dem Fenster war die hohe Festungsmauer, die alles verdeckte. Hoch oben sah ich nur noch einen Fetzen Himmel.

Ich wußte, hinter der Festungsmauer war die breite Newa. Hinter der Newa — die Stadt mit ihrem großen Treiben. Ich war

also durch diese Wände und die Festungsmauer und den Fluß vom Leben und von den Lebenden getrennt. Dahinten, so nah und doch so fern von mir war das alles! Und ich hier — eingemauert. Kein Laut von mir konnte durch die Vermauerung dringen.

Eingekapselt, wie das Insekt in der Versteinerung!

Und wie ich, auch die anderen. Jeder in einer Kapsel. Wir waren nebeneinander, aber hermetisch abgeschlossen voneinander.

Allein, losgelöst von allem! Wie winzig klein kommt sich da der Mensch vor!

Ihr Armen im Geiste, die ihr euren Nietzsche preist und seine tiefe Schwermut mimt! Wenn ihr wirklich einmal eine große Einsamkeit erleben würdet, dann würdet ihr begreifen, was euch von ihm trennt! Er floh nicht die Menschen, sondern die Nichtigkeit des menschlichen Daseins, das — er selbst begriff es nicht — die bürgerliche Kultur zersplitterte und zerbröckelte, euch aber treibt zur Flucht von den Menschen eure eigene Nichtigkeit. Seine Sehnsucht nach einer starken Individualität könnte nur erfüllt werden, wenn der soziale Mutterboden geändert wird, dem Menschen entwachsen in eurer Art — Menschen ohne Inhalt, die nie mit sich selbst und mit der Welt gerungen und nur noch den Wortklang der Gedanken kennen. Ihr zieht den schwarzen Mantel über euch und stellt euch in eine tragische Pose und wendet euch vom „Pöbel“ ab — und doch ist euer Ich-Bewußtsein nur das Bewußtsein, daß ihr die Gaffer auf eurer Seite habt. Wenn ihr euch einmal sehen könntet ohne Mantel und ohne Rampenlicht, welch' jämmerliches, zappelndes Wesen würdet ihr da erblicken!

Wir Menschen sind geboren, unter den Menschen und mit den Menschen zu wirken. Außerhalb ihrer gibt es für uns keine Seelengröße, keine Schönheit und kein Glück. Sind wir außerhalb der Menschen, so bleibt uns das Leben stumm.

Hunger, Kälte, Krankheit, das ist alles schlimm, — jedoch das schrecklichste Leiden für den Menschen ist — das Alleinsein!

Im steinernen Sack.

Das Evangelium wurde mir gereicht. Wie immer, wenn ich dieses merkwürdige Buch lese, fesselte es mich auch diesmal. Besonders interessierte mich das Verhältnis zwischen Christus und Johannes dem Täufer. Diesem gegenüber erscheint die Figur des Erlösers als Kompromißnatur. Johannes ist derb und hart, seine Rede ist bitter, er ist unversöhnlich, er ist eins mit den Elenden, selbst ein elender, struppiger Kerl, der von Akriden und wildem Honig lebt — er ist der verkörperte Protest der Armen. Dagegen ist Christus nur selten hart, er sucht stets zu vermitteln. (Wessen ist das Bild auf dieser Münze? Des Kaisers Bild . . . Warum wurde aber an ihn jene verfängliche Frage gerichtet? Offenbar wollte das Volk an das Heil der Steuerzahlung auch damals schon nicht recht glauben.) Er ist nicht der Wortführer der Armen, er ist ihr Beschützer, er steht über beiden Parteien. Ob nicht darin das Geheimnis des Erfolges seiner Lehre liegt, aber auch ihre Tragik: daß sie die Welt eroberte und dabei selbst zum Schemen wurde?

Ich las und deliberierte, konnte aber doch nicht recht meine innere Ruhe wiedergewinnen. Ab und zu stand ich auf und ging im Zimmer umher. Wenn ich das Zimmer an der Wand maß, so brauchte ich für drei Wände 14 Schritt.

Gegen Abend kam ein älterer Offizier, der sich als der Aufsichtsführende empfahl. Ein hageres, kränkliches Kerlchen mit Hörrohr. Ob ich was benötige, frug er. „Freilich", antwortete ich, „vor allem möchte ich Schreibzeug haben". — „Wollen Sie sich deshalb schriftlich an den Kommandanten wenden." — „Ich möchte Bücher haben zum Lesen und für wissenschaftliche Arbeiten." — „Sie bekommen ein Buch aus der Gefängnisbibliothek, später mehr, bis fünf Bücher." — „Weshalb diese Unterscheidung? Ich brauche für meine literarischen Arbeiten mehrere Bücher zugleich, ich kann sie mir auch selbst anschaffen, wenn es mir erlaubt wird." „Wenden Sie sich damit schriftlich an den Kommandanten." — „Gut", versetzte ich, „ich will es tun. Übrigens hoffe ich, recht bald mit dem Kommandanten und euch allen unter anderen Verhältnissen sprechen zu können. Lange bleibe ich nicht hier, die Dinge nehmen eine andere Wendung."

Also alles hing vom Kommandanten ab. Der Verkehr mit diesem — es war zur Zeit Generalleutnant Ellis — war aber nicht so einfach: es konnte nur schriftlich geschehen, und auch das war nur zweimal wöchentlich, an bestimmten Tagen, Montags und Donnerstags. Gleich am nächsten Tag, es war gerade Donnerstag, richtete ich mein Gesuch an den Kommandanten. Ich verwies darauf, daß ich seit anderthalb Jahrzehnten an wissenschaftliche Tätigkeit gewöhnt bin, die Beraubung dieser Möglichkeit durch Entziehung der Schreibutensilien und Beschränkung des Büchergebrauchs für mich deshalb eine schlimmere Entbehrung sei, als wenn man mich auf Wasser und Brot setzen würde; daß ich doch keine Strafe abzubüßen habe, sondern bloß Untersuchungsgefangener bin, gegen den höchstens Maßregeln ergriffen werden dürfen, um seine Flucht zu verhindern und ihn von der Außenwelt zu isolieren, nicht aber, um ihn Vexationen zu unterwerfen, es sei denn, daß man durch eine moralische Tortur seine Aussagen beeinflussen wolle; schließlich, daß die wissenschaftlichen Arbeiten, die ich für die Dauer meiner Festungshaft vorhabe — Untersuchungen über die Grundrente und die Entwicklung des Getreidemarktes, in Anschluß an meine früheren, auch in Rußland bekannten Untersuchungen auf diesem Gebiet — eine Bedeutung für das Gemeinwohl gewinnen könnten.

Zu gleicher Zeit meldete ich mich der Staatsanwaltschaft zum Verhör, da ich „über mich persönlich Mitteilungen zu machen habe, die die gerichtliche Untersuchung vereinfachen und beschleunigen werden." Ich nahm mir vor, meine richtigen Personalien anzugeben, wollte es aber nicht gleich schriftlich tun, sondern die Gelegenheit benutzen, um mich wieder einmal durch die Stadt fahren zu lassen.

Nach einigen Tagen bekam ich vom Kommandanten den schriftlichen Bescheid, daß er mein Gesuch um Gewährung literarischer Beschäftigung dem Polizeidepartement überwiesen habe. Noch eine Woche verging. Das Polizeidepartement gab die Antwort, daß diese Angelegenheit es nichts angehe! Also wurde mit mir Fangball gespielt! Schon einige Tage vorher meldete ich mich zum Kommandanten, den ich persönlich sprechen wollte. Statt seiner kam der Aufsichtsführende, so auch diesmal. „Was ist das für eine Komödie?" wandte ich mich an ihn. „Weshalb werde ich von Pontius zu Pilatus verwiesen? Ich möchte doch schließlich wissen, von wem ich abhänge, an wen ich mich zu wenden habe." — „Wenden Sie sich nochmals mit Ihrem Gesuch schriftlich an den Kommandanten!" war die Antwort. „Aber schreiben Sie

kurz, daß Sie um die Erlaubnis, in üblicher Weise Schreibutensilien zu gebrauchen, ersuchen, sonst liest er es gar nicht!"

Darauf schrieb ich kurz an den Kommandanten: „Da das Polizeidepartement nichts gegen die Erlaubnis, schriftliche Arbeiten anzufertigen, einzuwenden habe, so hängt diese offenbar von Ihnen persönlich ab. Ich wiederhole deshalb mein Gesuch, mir diese Erlaubnis zu gewähren."

An einem der nächsten Tage wurde ich zum Verhör abgeholt. Zwei Gendarmen und ein Gendarmerieoffizier setzten sich zu mir in die Equipage.

Was geschah während der Tage, wo ich von aller Welt abgeschieden war, draußen? Vermutlich ist alles im politischen Leben noch auf dem alten Fleck, vielleicht aber haben große Ereignisse stattgefunden, sind bedeutende Veränderungen vor sich gegangen? Wie konnte ich es wissen? Ich lebte in einer stummen Welt.

Wer Tag für Tag das Leben mißt, gewöhnt sich an den Schlendrian der Zeit. Ihm kommt der eine Tag wie der andere vor, und die großen Ereignisse überraschen ihn. Wenn man aber, wie ich, aus dem Trubel der Revolution herausgerissen und auf eine einsame Insel versetzt wird, dann merkt man erst, wie sehr in wenigen Tagen die Welt sich verändern kann. Wie sah Petersburg vor dem 9. Januar und nach dem 9. Januar 1905 aus? War dieser Tag nicht eine Offenbarung für Rußland und für die ganze zivilisierte Welt? Was wußte man aber davon in der Peter Paulsfestung? Nichts! Was merkte man hier von dem großen Oktoberaufstand? Kaum etwas, vielleicht gar nichts.

Wie sehr hat sich doch das politische Bild vor meinen eigenen Augen binnen weniger Tage verändert! Mitte Dezember — Proklamierung revolutionärer Regierungen, Ende Dezember — Strafexpeditionen!

Was konnte nicht alles geschehen! Vielleicht ist durch einen Ukas die Reichsduma aufgehoben, bevor sie zusammentrat? Als Antwort darauf gab es womöglich einen Volksaufstand? Herrscht nicht jetzt Militärdiktatur in Petersburg? Das war wohl möglich, dazu brauchte es nicht einmal eines Volksaufstands, die Regierung konnte diese Maßregel ergreifen, um einer Volksbewegung vorzubeugen. Wenn sie wirklich die Reichsduma aufgehoben hat, so muß sie ganz außerordentliche Gewaltmaßregeln ergreifen, um die revolutionäre Offensive der Massen zu hindern. Aber was könnte sie noch unternehmen, um auf diesem Gebiet sich selbst zu über-

bieten? Wurden nicht auch jetzt schon ohne Gerichtsbeschluß, ohne auch nur den Schein einer gerichtlichen Untersuchung Menschen haufenweise niedergeschossen, auf Befehl eines Gardeleutnants von hinten niedergeknallt? Führten nicht die Strafexpeditionen Galgen mit, selbst in den Eisenbahnzügen? Organisierte nicht die Regierung Banden von Räubern und Mördern und gab ihnen den Dolch und die Brandfackel in die Hand? Wurden nicht Soldaten in die Gefängnisse geführt und die Politischen niedergemetzelt? Und wenn jetzt eine reaktionäre Orgie herrscht, die noch das alles übertreffen soll, — wer weiß, ob nicht die Regierung, vielleicht in einem Verzweiflungskampf, den Entschluß gefaßt hat, sich aller unliebsamen Elemente auf dem kürzesten Wege zu entledigen, und ich und die anderen jetzt irgendwo hinter die Stadt geführt werden, um niedergeschossen zu werden?

Nein, das war kaum anzunehmen, doch durfte ich den Gedanken nicht zurückweisen und mich auch auf diesen Fall gefaßt machen. Daß man mir eine Kugel durch den Schädel jagt, das war recht dumm; doch befreundete ich mich auch mit dieser Eventualität und war sicher, daß, wenn man mich an die Wand vor ein Peloton Soldaten stellen würde, mir das durchaus in der Ordnung der Dinge erscheinen würde.

Als ich nach längerer Zeit meinem Freund Trotzky erzählte, wie ich mich auf das Feuer der kleinkalibrigen Gewehre vorbereitet hatte, erklärte er, ihm sei es genau so ergangen, als man ihn aus der Festung in das Untersuchungsgefängnis führte.

Endlich waren wir an dem bekannten Hause der Gendarmerieverwaltung angelangt. Das Verhör war recht kurz. Ich nannte meine Personalien und gab zu Protokoll, daß ich mich unter fremdem Namen niederließ, weil ich den Versprechungen der Oktobermanifeste nicht traute. Ich frug bei dieser Gelegenheit, weshalb man mich nach der Festung versetzt habe? „Auf Verfügung des Polizeidepartements.“ „Und aus welchem Grunde?“ „Das ist uns unbekannt!“

Die Fahrt zum Verhör gab eine wohltuende Abwechslung in die Eintönigkeit meines Festungsdaseins. Nun schloß sich der Zauberkreis wieder, aus dem ich nicht herauskommen konnte. Immerhin hatte ich damals einen festen Punkt, einen Termin, an dem ich mit großer Wahrscheinlichkeit eine Wendung meines Schicksals erwarten durfte. Das war der 27. April, der Tag des Zusammentritts der Reichsduma. An diesem Tage oder etliche später mußte es sich entscheiden, ob es eine Amnestie gibt.

Von der zweiten Woche an durfte ich zwei Bücher aus der Bibliothek oder meinem Privatbesitz zum Gebrauch behalten. In der dritten Woche kam noch ein drittes Buch dazu, und so von Woche zu Woche bis auf fünf Bücher. Mehr als fünf Bücher durfte ich nicht haben, mehr als zwei Bücher zugleich wurden mir niemals umgetauscht. Da mir Schreibzeug verweigert wurde, so konnte ich auch keine Auszüge oder Notizen aus den gelesenen Büchern machen. Unter solchen Umständen war ein wissenschaftliches beziehungsweise literarisches Arbeiten selbst unter der höchsten Anspannung des Gedächtnisses fast unmöglich.

Ich sah mich um, ob ich nicht etwas finde, womit ich an der Wand Schriftzeichen einritzen könnte. Aber nicht ein Splitterchen war wegzubekommen. Alles glatt und fest und abgerundet. Nicht ein Steinchen, nicht ein Kernchen. Es waren auch nirgends Zeichen wahrzunehmen — an den Wänden, am Boden, am Tisch, unten an der Tischplatte, am Bettgestell, nirgends, obwohl ich überall eifrig suchte, ob nicht jemand von meinen Vorgängern eine Erinnerung an sich hinterlassen habe.

Ich verfiel auf den Gedanken, mir Kreide zu fabrizieren. Ich mischte zu diesem Zweck Zahnpulver mit Eiweiß. Aber die harten Stifte, die ich auf diese Weise bekam, glitten blos über die Fläche und hinterließen keine Spur. Bei einer der sehr genauen Durchsuchungen, die jeden Tag während meines Spazierganges im Zimmer vorgenommen wurden, nahm man mir auch diese nutzlosen Dinge ab.

Einmal, als man mir Schreibzeug gab zum Aufsetzen eines Schriftstücks an den Kommandanten, goß ich etwas Tinte in eine Tasse ab und verdeckte sie so, wie ich es gewöhnlich tat. Als ich aber von meinem Spaziergang zurückkehrte, fand ich diese Tasse rein ausgewischt.

Die Versuche, von der Wand und vom Boden Farbstoff zu gewinnen, mißlangen ebenfalls.

Literarische Tätigkeit war mir zur Lebensgewohnheit geworden. Es war meine Arbeit. Und ich war zur Untätigkeit verurteilt, ich durfte nicht arbeiten.

Gedanken, Bilder, Stimmungen drängten sich in meinem Hirn; da sie aber keinen Ausweg fanden in literarischer Schöpfung, blieben sie unvollendet, ungeformt, zerstoben wie die Funken, die der Hammer aus dem glühenden Eisen schlägt, verflüchtigten sich, wie die Wölkchen am Himmel.

Wie die Glaskugel im Wasserstrahl, die sich hebt und senkt, die Sonnenstrahlen in tausend Lichtern bricht und dieses Spiel ewig wiederholt — also war das Spiel meiner Gedanken.

Das Leben gibt uns somit unzählige Eindrücke. Unsere Aufmerksamkeit wird durch Menschen und Dinge gefesselt und in fortwährender Wechselwirkung mit unserer Umgebung verfließt uns die Zeit. Dennoch wenn wir unsere Tätigkeit nicht auf einen bestimmten Zweck konzentrieren, wird uns das Leben zum Überdruß.

Die Arbeit soll ein Fluch sein? Nein, ein Fluch ist der Müßiggang!

Seht doch diese Ärmsten, die keine Ruhe finden, weil sie keine Arbeit kennen! Sie jagen über die Berge und über die Meere, durch alle Weltteile, auf der Sucht nach neuen Eindrücken. Wie der ewige Jude, sind sie zur Flucht vor sich selbst verurteilt. Sie fliehen ihre eigene innere Hohlheit. Sie haben keine innere Glut. Sie haben keinen inneren Halt. Ihre Seele ist zerfasert. Ihr Geist ist wie stehendes Wasser, in dem alles verfault. Sie können nur noch verlangen, niemals erstreben. Nichts vermag sie hinzureißen, aber die geringste Grille verbittert ihnen das Dasein. Ihre Gedanken und ihre Empfindungen, nicht durch ein Lebensziel in einem Brennpunkt gesammelt, dem in Kampf und Lebensdrang die Arbeit entspringt, werden von flüchtigen Stimmungen auseindergelöst und getragen, wie die Spreu im Winde, und sinken, wie Spreu, kraftlos und nutzlos zu Boden.

Wie aber hier, wo es keine Außenwelt gab, keine äußeren Eindrücke, außer dem Girren der Tauben, den Signalpfeifen der Dampfkutter an der Newa und dem Glockenspiel der Festungsuhr, die jede geschlagene Stunde von neuem ihr „Gott schütze den Zaren“ begann?

Das Lesen von Büchern ist an und für sich ebensowenig Arbeit, wie das Turnen Arbeit ist. Unsere Tätigkeit muß, nach unserer menschlichen Logik, ein handgreifliches Ergebnis haben. Sonst fühlen wir uns unbefriedigt, und die Kräfte unserer eigenen Natur wenden sich gegen uns. Dieser Aufruhr der inneren Kräfte kann so groß sein, daß die Menschen nach einem Betäubungsmittel suchen, um ihn zu unterdrücken. Diesem Zwecke dient der Rausch, obwohl das Bedürfnis nach diesem auch anderen Ursachen, wie Überreizung, Ermüdung usw. entspringen kann. Es will mir scheinen, daß in der Lahmlegung der Gehirntätigkeit auch der Reiz und die Ansteckungsgefahr gewisser religiöser Übungen liegen, die bei den Fakiren in Ostindien, aber auch in manchen christlichen Sekten im Gebrauch waren und noch sind, zum Beispiel Drehung des Körpers um die eigene Achse, Gesichtsverzerrungen und anderes mehr.

Oft hatte ich das Bedürfnis, dem Ansturm der Gedanken und dem Spiel der Phantasie, die kaleidoskopartig Bilder und Gestalten vor mir häufte und veränderte, zu entfliehen, mich zu vergessen, und wäre es auch durch Sinnverwirrung. So machte ich zum Beispiel tausend mal im Laufschritt den Rundgang durch mein Zimmer, also 14 000 Schritt, und erzielte damit eine wohltuende Ermüdung. Ich streckte mich auf meinem Bett aus und hatte für einige Augenblicke keinen Wunsch, keinen Gedanken, nur das rein physische Bedürfnis, auszuruhen. Das war mir eine Wonne.

Ich hatte aber doch wenigstens Bücher. Wie mußte es erst jenen ergehen, die auch der Lektüre beraubt waren oder denen das Reich der Literatur und Wissenschaft, diese zweite Welt, die der Mensch sich erschaffen hat, überhaupt unzugänglich war? Nun wurde es mir klar, warum die gemeinen Verbrecher eine solche Angst vor der Isolierhaft haben.

Aber noch ein anderes trat mir jetzt besonders kraß vor die Augen: der Aberwitz des Gedankens, daß die Menschen faulenzen würden, wenn man sie nicht durch Gewalt oder durch die Hungerpeitsche zur Arbeit antreiben würde! Nichts unsinniger, nichts toller, nirgends eine schlimmere Verkennung der menschlichen Natur, als in dieser Behauptung!

In einer endlosen Verkettung glitten im Anschluß an diesen Gegensatz die Gedanken durch mein Hirn, indessen ich mit großen Schritten das gruftähnliche Gewölbe durchmaß.

„Das Nichtstun ist eine Strafe, die selbst den stumpfsinnigsten Verbrechern zur Qual wird.“

„Man denke sich einen Menschen mit gefesselten Armen und Beinen und einer Binde vor den Augen. Wäre das nicht eine scheußliche Marter, selbst wenn dieser Mensch gut gebettet und gut genährt wäre? Was aber wäre das Schlimme daran? Die Untätigkeit!“

„Alle unsere Sinnesorgane, der Blutumlauf unseres Körpers, die Molekularbewegungen unseres Hirns treiben uns zur Tätigkeit an, erzeugen Tätigkeit — und da glaubt man, diese menschliche Maschine werde keine Arbeit leisten, wenn man in sie nicht mit einem Stock dreinschlägt?“

„Nein, umgekehrt, Zwang und Not haben erst die Arbeit zur Qual gemacht.“

„Die Arbeit ist die Erzeugerin unseres Reichtums und unserer Kultur, sie ist der springende Born, aus dem die Persönlichkeit die Kraft und den Antrieb schöpft zu ihrer vollen Entfaltung, sie ist

die Wurzel unseres Glücks, ohne die es nicht gedeihen kann. Mit tausend lebenden Fäden einigt die Arbeit die Familie, die Nation, die Menschheit. Und doch haben wir es zustande gebracht, uns so einzurichten, daß der Arbeit nicht Eintracht sondern Zwist entspringt, und ihr Segen wird uns zum Fluch!"

„Ein großer Riß geht durch die Gesellschaft, der sie in Klassen scheidet, die übereinander geschichtet sind. Seitdem ist der kulturelle Fortschritt mit dem Eisgang auf dem Meere zu vergleichen, bei dem Eisberge sich übereinander auftürmen, gegeneinander anstoßen und zerschellen und sich wieder auftürmen; und währenddem die seltsam zerklüftete obere Schicht an der Sonne glitzert, bleiben die Massen tief unten in Nacht und Kälte."

„Man hat durch die Arbeit die Arbeiter unterjocht. So wurde die Arbeit zur Quelle der Ausbeutung."

„Die Ausbeutung kehrte alle Wohltaten der Arbeit in ihr Gegenteil um. Die Ausbeutung bewirkt es, daß die Arbeit, die das Leben erheben und verschönern sollte, dem Arbeiter keine Zeit zum Leben läßt. Die Ausbeutung bewirkt es, daß die Arbeit den Arbeiter von seiner Familie trennt. Die Ausbeutung bringt den Kampf ums Dasein zwischen Mann und Frau, zwischen Vater und Kind. Die Ausbeutung bewirkt es, daß die Arbeit den Arbeiter zum Krüppel macht, seine Gesundheit verkümmern läßt, seine Lebenstage kürzt. Die Ausbeutung bewirkt es, daß die Arbeit den Arbeiter stumpfsinnig macht, statt seine Sinne und seinen Geist zu schärfen. Die Ausbeutung erzeugt Haß, Neid, feige Unterwürfigkeit, Verzweiflungswahn und Roheit."

„Die Ausbeutung hat die Arbeit entehrt."

„In Lumpen gehüllt, ein abgehärmtes Weib, mit dürren, schwieligen Händen, gebücktem Rücken, aufgelöst das dünne Haar, geht die Arbeit durch die Straßen, — und das Leben, geschminkt und aufgeputzt, rollt auf Gummirädern an ihr vorbei und sieht sie verächtlich über die Achsel an. In den Palästen hetzt man sie mit den Hunden, in den bürgerlichen Häusern schließt man vor ihr die Türen zu; man weist sie zurück, man stößt sie weg, man jagt sie hinaus zu den Armen, in den Schmutz der Vorstädte, wo Nässe und Kälte herrschen."

„Ausbeutung, Klassenscheidung, Klassenherrschaft haben uns mit uns selbst verfeindet, unsere sozialen Begriffe und Vorstellungen entzweit, verwirrt, entstellt. Wie die Irren tollen wir uns in dieser Welt herum. Wir erkennen uns nicht gegenseitig. Wir steigen einander über die Köpfe. Seht da diesen: er ist auf den Ofen geklettert, beklebt sich den Rock mit bunten Fetzen, setzt den

Federbusch auf und läßt sich militärisch grüßen! Wir bearbeiten uns mit Messern, jagen uns gegenseitig Bleikugeln ins Fleisch, erfinden Geschosse, die über zwanzig Kilometer weit reichen, um uns gegenseitig auf diese Entfernung verwunden zu können. Wir werfen unser Hab und Gut zum Fenster hinaus, wir stürzen es in die Meereswogen. Wir schaffen unendliche Reichtümer; und alles, was wir geschaffen haben, tragen wir zusammen, häufen es zu Bergen auf, die bis an die Wolken reichen; ganz oben legen wir Steine aus Gold; darauf setzen wir einige aufgeblähte Kerlchens, die aus vollem Halse schreien: „mein!" — wir selbst aber, hungernd und frierend, bilden unten große Militärkordons, um uns selbst und der ganzen Welt den Zutritt zu den von uns erzeugten Reichtümern, zu den Speisen und den Gewändern, zu verwehren. Und wenn man uns fragt: „warum tut ihr das?" — so antworten wir: „weil es uns hungert und friert!" Und wir bilden uns ein, die Menschheit werde nicht mehr arbeiten, wenn sie nicht mehr ausgebeutet wird."

„Man schaffe die Ausbeutung aus der Welt, und der Arbeiter kommt aus der Not, die Arbeit aus der Schande, die Menschheit aus dem Irrenhaus heraus."

„Die Befreiung der Arbeiter wird die Kultur von ihren Fesseln befreien. Dann wird es herrlich erstehen und erblühen, das menschliche Reich der Arbeit."

Also dachte ich. Und noch mehr Zusammenhänge, Verflechtungen, Gegenüberstellungen kommen mir durch den Sinn. Wie die Fischlein im Wasser glitten sie aneinander, tauchten in die Tiefe, schossen pfeilschnell in die Höhe. Dann ordneten sie sich, wie eine Schar Vögel, die gegen Abend von den Feldern unter die Strohdächer des Dorfes zurückkehrt. Und auch um mich wurde es Abend. Die Dämmerung zeigte sich. Sie schlich sich bei mir immer um etliche Stunden früher ein, als in der übrigen Welt.

Sie hatte hier in der Festung ihre Diebeswinkel, wo sie sich sammelte, um von hier aus im dunklen Schatten die Stadt zu erobern. Von weit her, über die Newa hinweg, die unhörbar — doch ich spürte sie — an der Festungsmauer vorbeifloß, kamen die langgezogenen surrenden Pfiffe der Fabriken. Feierabend — oder auch nur Schichtwechsel! Oh, wenn ich doch mit meinen Armen zugreifen dürfte — arbeiten! einerlei wie und unter welchen Verhältnissen!

Regelmäßig, jeden Montag und Donnerstag, wurde ich gefragt, ob ich Gesuche oder Briefe zu schreiben beabsichtige. Selbstverständlich antwortete ich stets mit ja, um mir die kostbare Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, etwas Abwechslung in meine Tagesbeschäftigung zu bringen. Mit den Briefen war nicht viel los: ich durfte nur kurz von meiner Gesundheit, meinen Familien- und Geschäftsangelegenheiten berichten. Außerdem wußte ich nicht, ob sie an den Adressaten abgingen; wie ich später erfuhr, war das tatsächlich nur ausnahmsweise der Fall. Dagegen konnte ich mir etwas mehr Luft machen in den an den Kommandanten gerichteten Schriftstücken.

Nachdem ich sein verlogenes Spiel in der Frage der Gewährung literarischer Beschäftigung aufgedeckt hatte, ließ er die heuchlerische Maske fallen und erklärte: „Ausnahmen von den bestehenden Regeln werden nicht gemacht.“ Dies war von nun an die stereotype Antwort, die ich auf alle meine Aufstellungen bekam.

Aber ich wollte mich nicht als totes Ding behandeln lassen und wehrte mich, so gut ich konnte, wenn es auch unter jenen Verhältnissen nur Nadelstiche waren. Ich setzte aber unbeirrt fort meine Kritik der Zustände und des Gebarens des Kommandanten selbst. Mancher Mißstand war einfach dem Schlendrian zuzuschreiben, der herrschte, und der absoluten Gleichgültigkeit des Kommandanten unserem Schicksal gegenüber. So war z. B. der ohnedies halbdunkle Raum noch durch den Schmutz der Fensterscheiben verdüstert, den man leicht hätte abwaschen können. Als ich auf diesen Umstand den Kommandanten verwies — wie auch darauf, daß man durch Anbringung von Lichtreflektoren draußen, wie sie bei Kellerwohnungen gebräuchlich sind, die Beleuchtung stark erhöhen könnte — antwortet er mir sein obligates: „Ausnahmen werden nicht gemacht.“

Ich schrieb ihm, auf seiner Seite sei wohl die physische Gewalt über uns Gefangene, aber nur solange wir hier sind, und auf unserer Seite sei die öffentliche Meinung Rußlands und der ganzen zivilisierten Welt. Später fand ich heraus, daß der Kommandant sich in aller Form einen Mißbrauch seiner Machtbefugnis uns gegenüber zuschulden kommen lasse, hielt ihm das vor und verwies ihn auf die Gefängnisstrafe, mit der ihn der einschlägige Artikel des russischen Strafgesetzbuches bedroht.

Schließlich kam ich darauf, beim Zusammentritt der Reichsduma, der am 27. April bevorstand, an diese eine Petition zu richten. Der 27. April war gerade ein Donnerstag. Ich ließ mir

zwei Blatt Papier geben und beschrieb sie eng bis an das letzte Endchen.

Über das Regime der russischen Bastille ist ja bereits von anderen ausführlich berichtet worden. Ich will mich deshalb an dieser Stelle mit einer kurzen Zusammenfassung seiner Hauptmomente begnügen. Überhaupt, wenn diese Blätter einen Wert haben, so nur den persönlicher Erlebnisse, da ich direkt aus dem Trubel der Revolution in die Walzwerke und zwischen die Mühlsteine der politischen Polizei geraten und mit einer Raschheit von einer Prozedur zur anderen geschleudert wurde, die gerade noch ausreichte, den Hochgeschmack jeder Situation in sich aufzunehmen: das Gewöhnlichste, sozusagen das tägliche Brot der politischen Maßregelung — die Gefängnishaft, das Bitterste — die Peter Paulsfestung, das Gemeinste — Sibirien und der Abschluß — die Flucht! . . .

Das Regime der Peter Paulsfestung vereinigt in sich die meisten Momente, die nötig sind, um die Gesundheit des Menschen zu untergraben und seinen Geist zu verwirren. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die russische Bastille durchaus zweckmäßig eingerichtet.

Erstens, der Mangel an Licht. Selbst im Sommer mußte schon zwei, drei Stunden vor dem Sonnenuntergang die Lampe angezündet werden; bei trübem Wetter mußte sie den ganzen Tag brennen; dasselbe dürfte im Winter der Fall sein. Dazu eine künstliche Beleuchtung, die allen Gesetzen der Sehkraft trotzte. Die elektrischen Glühkörper waren nämlich in die Wand eingemauert — das gab ein Seitenlicht, von dem die Augen schmerzten. Anderseits brannte das elektrische Licht die ganze Nacht. Also, niemals tageshell und niemals nachtdunkel, sondern stets ein trübes Licht und Halbschatten im Sommer. Man kann sich denken, wie das auf die Dauer sich auf die Nerven legen und den Schlaf stören muß. Zweitens, der Mangel an Luft. Im Fenster oben waren stets zwei Pförtchen von der Größe der winzigen Fensterscheiben geöffnet. Da aber die Tür nur selten aufging, so war der Luftwechsel äußerst gering. Auch die Festungsmauer draußen versperrte den Luftzutritt. Mochte es draußen noch so sehr stürmen, in dieser Gruft, trotz der offenen Fensterluken, spürte man keinen Lufthauch! Drittens, der Mangel an Bewegung. Was waren zwanzig Minuten Spaziergang?! Vorher gab es aber sogar nur — zwölf Minuten! Und dies bei dem schon erwähnten Mangel an Licht und Luft in der Zelle!

Man hat uns in die Festung gebracht, um unsere Flucht zu verhindern. Diesem Zweck dienten die mehrfache Einmauerung

und das große Aufgebot von Gendarmen und Soldaten. Aber darüber hinaus gab es hier Maßnahmen, die den Zweck verfolgten, uns von aller Welt abzuschließen. War man dazu berechtigt? Offenbar nein: denn das war schon eine harte Strafe, die meisten Gefangenen in der Festung aber — wir vom Arbeiterdelegiertenrate alle — befanden sich nur erst in gerichtlicher Untersuchung. Und die Isolierung wurde hier gleichsam als Kunst um ihrer selbst willen betrieben. Die Isolierung wurde zum Selbstzweck. Alles, was den hermetischen Verschluß beeinträchtigen könnte, mußte beseitigt werden. Warum wurde mir z. B. keine Geschäftsunterredung mit meinem Verleger gestattet, der durch einen schriftlichen Vertrag nachweisen konnte, daß wir gegenseitig Verpflichtungen übernommen hatten, die zufolge meiner Verhaftung nicht zu den festgesetzten Terminen erledigt werden konnten, und infolgedessen eine neue Übereinkunft nötig sei? Warum? Wurde mir doch nicht einmal eine Begegnung mit meinem anderthalbjährigen Söhnchen erlaubt, das, wie ärztlich beglaubigt wurde, gerade einen Tag vor meiner Verhaftung eine schwere Operation durchzumachen hatte! Mit einer maniakalischen Hartnäckigkeit wurde jedem tastenden Versuch unserseits eine Verbindung untereinander oder mit der Außenwelt herzustellen, nachgegangen. Hier zeigte sich das doppelte Spionierſystem, bei dem die Gendarmen, die stets zuzweit mit uns verkehrten, sich gegenseitig bespitzelten, besonders wirksam. Aber auch noch über die Isolierung hinaus gab es vexatorische Maßnahmen, die keine Rechtfertigung und keine Erklärung hatten, außer der offenbaren Absicht, uns einer Seelenmarter zu unterwerfen. Warum wurden, wenn man uns schon gelegentlich Briefe zugestellt hatte, uns diese noch am gleichen Abend abgenommen? Es wurde überhaupt die Manier praktiziert, uns aus einer Empfindung plötzlich in ihren Gegensatz zu versetzen — so ließ man durch unsere Nerven einen Wechselstrom gehen, der wohl geeignet war, selbst einen starken Geist zu erschüttern. In der fünften Woche durften wir fünf Bücher gebrauchen, warum nicht auch schon in der ersten? Was hatte das mit Fluchtgefahr oder Isolierung zu tun? Offenbar nichts, es war eine reine Strafmaßregel. Warum war es, wie mir die Gendarmen mitteilten, „Brauch“, daß Schreibutensilien erst vom zweiten Monat an gewährt wurden? Im ersten Monat gab es also verschärfte Haft, eine Art moralischen Dunkelarrest. Wofür und mit welchem Recht wurden wir aber gestraft, da wir noch nicht schuldig gesprochen wurden?! Tatsächlich wurde denn ja auch der Prozeß gegen mich und Deutsch gerichtlich eingestellt.

Warum, als man uns schon den Gebrauch von Schreibzeug gestattete, wurde uns jede selbständige geistige Tätigkeit, jede Niederschrift „eigener Gedanken“ strengstens verboten und uns nur gestattet, Auszüge aus Büchern und Übersetzungen zu machen, und auch dies unter der Bedingung, daß es beim Verlassen der Festung verbrannt werden wird? Offenbar, um uns das Dasein recht sehr zu verbittern. Seinen würdigen Abschluß fand das Festungsregime in einer Reihe von Maßnahmen, die bestimmt waren, Selbstmordversuche zu verhindern. Diese Maßregeln waren oft recht albern und lächerlich. So nahm man uns fast jeden Abend das Handtuch weg. Vermutlich, weil jemand damit einen Erwürgungsversuch gemacht haben mochte. Aber demselben Zweck konnte ja auch das Bettuch dienen. Es wurde genau aufgepaßt, daß kein Glasgefäß in die Zelle kommt — vermutlich, weil jemand mit einem Glasscherben sich die Pulsader aufgeschnitten haben dürfte. War Arznei zu verabreichen, so gaben sie die Gendarmen nicht aus der Hand, sondern maßen regelmäßig selbst das vorgeschriebene Quantum ab. Es wurde mir nicht einmal erlaubt, in der Gegenwart der Gendarmen die Nagelschere zu gebrauchen. Da mir schließlich die Nägel so lang wuchsen, daß sie sich krallenförmig umbogen und mich bei jeder Handhabung störten, mußte ich es mir schließlich gefallen lassen, daß mir der Gendarmälteste die Nägel abschnitt.

Über dem Ganzen aber stand das bedrückende Gefühl, daß man von dem Willen eines einzelnen Menschen abhängt. Rechtlos und schutzlos, wie ein Galeerensklave!

Einige Tage vor dem 27. April wurden mir zu meiner höchsten Überraschung zwei Briefe von meiner Freundin zugestellt. Das waren die ersten Briefe, die ich in der Festung bekam. Ich ersah aus ihnen, daß meine Freundin häufig und ausführlich an mich schrieb — aber diese Briefe wurden vom Polizeidepartement unterschlagen.

Diese Kunde aus der lebenden Welt versetzte mich in nicht geringe Aufregung. Die Briefe atmeten einen freudigen Kampfesgeist. Sie sei in rasender Tätigkeit — schrieb meine Freundin — es sei wieder so herrlich, wie vorher, und bald, in wenigen Tagen schon, sehen wir uns wieder! Diese Zuversicht und der Umstand, daß man gerade diese Briefe passieren ließ, brachten mich zu der Überzeugung, daß man „draußen“ — jetzt unterschied ich zwischen

mir und der anderen Welt — unmittelbar vor einer politischen Entscheidung stehe.

Am 27. April und in den nächstfolgenden Tagen mußte es sich zeigen. Entweder — oder! Entweder die Regierung gibt nach — dann ist ein Amnestieerlaß zu erwarten. Oder die Regierung wagt den Bruch mit der Reichsduma — dann, wenn wirklich die Wellen der Revolution wieder hochschlagen, gibt es einen Volksaufstand.

Am Morgen des geschichtlichen Tages schrieb ich, wie schon erwähnt, eine Petition an die Reichsduma. Schon hatte ich auch meinen Spaziergang hinter mir. Dann begann die lange Nachmittagszeit.

Ich konnte an diesem Tage nicht arbeiten. Ich will damit sagen, daß ich auf keinen Gegenstand meine Aufmerksamkeit auf die Dauer konzentrieren konnte, außer dem Einen! Ich mochte lesen oder einem wissenschaftlichen Problem nachgehen, so zog es doch mit einer unwiderstehlichen Gewalt meine Gedanken nach dem einen Punkt hin — was jetzt in Petersburg vorgehe? Wann dürfte die erste Sitzung stattfinden? Vielleicht gerade um diese Stunde. Die Arbeiter sollten eigentlich ihre Arbeit niederlegen, alle Fabriken und Geschäfte müßten geschlossen werden — als politische Demonstration an diesem Tage. Womöglich geschieht es auch, nur daß ich es nicht weiß. Vielleicht drängt sich jetzt das Volk in den Straßen Petersburgs.

Horch! was war denn das? Mein Ohr hat ein seltsames Geräusch wahrgenommen. Es war wie das Rauschen vieler Blätter im Walde. Es war wie das leise Aufplätschern des Meeres bei stillem Wetter. War das nicht das ferne Stimmengewirr des Volkes?! Dann wieder Stille. Dann noch einmal hob es sich in Wogen und kam an mich heran wie das Sausen des Windes, in dem ich ein Stimmengewirr zu unterscheiden glaubte. Es waren Menschenstimmen — sie legten sich leise murmelnd und erhoben sich in stürmischem Andrang. Oder schien es mir nur so? Waren es Sinnestäuschungen?! Ich stürzte an die Tür und läutete.

Die Gendarmen zeigten sich an der Türluke.

„Was geht in der Stadt vor? Hören Sie das Geschrei?“

„Nichts geht vor. Hurra schreien sie.“

Die Türlade wird gehoben. Ich rufe noch dazwischen: „Generalstreik. Am Newski finden Demonstrationen statt“. Aber ohne mir zu antworten, wird die Türlade geschlossen und verriegelt.

Keine Sinnestäuschung! Keine Fata morgana meiner überreizten Phantasie! Die Gendarmen haben es ebenfalls gehört

und sie geben es zu! Ausgemacht — auf dem Newski findet eine große Volksdemonstration statt.

Aber Hurra? Warum sollen sie denn Hurra schreien?

Vielleicht ist es etwas ganz anderes? Es hieß, der Zar wolle die Reichsduma persönlich eröffnen. Vielleicht hat er sich tatsächlich dazu entschlossen. Jetzt fährt er durch die Straßen der Residenz und das Volk jubelt ihm zu.

Der Jubel dürfte nicht von langer Dauer sein. Auch die Pariser jubelten Ludwig XVI. zu, als sie ihn aus Versailles zurückholten.

Aber vielleicht irrten sich die Gendarmen? Wie sollten sie es denn von hier unterscheiden können, ob Hurra geschrien werde, oder anderes? Den Gendarmen ist alles Hurra.

Wenn eine politische Demonstration gegen die Regierung stattfinde, wie würde sie enden? Wenn es zu einem Zusammenstoß mit dem Militär kommt, so wird es Gewehrsalven, vielleicht auch Kanonenschüsse geben. Ich muß aufpassen, ob ich nicht etwas wahrnehme!

Ich versuchte, die günstigste Hörweite vom Fenster zu ermitteln. Ich fand einen Punkt, von dem aus ich, wie es mir schien, am deutlichsten hörte. Hier stellte ich mich auf und horchte unter Anspannung all meiner Sinne.

Wieder und wieder erhob sich die Sturmflut menschlicher Stimmen. Wenn es um den Zaren wäre, könnte es nicht so lange dauern; dieser müßte schon längst vorbei sein. Es waren revolutionäre Volkskundgebungen. Orkanartig kam es heran und schien eine Höhe emporzuklimmen, dann hielt es ein und stürzte gleichsam zurück und zerfloß in tausend rauschenden Bächen. Jetzt — war es nicht wie ferner Trommelwirbel? Ich hörte deutlich die dumpfen, harten Schläge, die, wie Kugeln, rasch dahinrollten. Dann, aus einer anderen Richtung — dasselbe. Von einer dritten Seite — ebenfalls. Von irgend woher ganz schwach, kaum noch zu unterscheiden. Soldaten ziehen durch das Volk. Sie verlieren sich aber in den Massen. Auf einmal rollte es lawinenartig heran und erstickte in seinem Gebraus, das mir jetzt zornig und wild vorkam, alle Sonderlaute. Jetzt sah ich im Geiste, wie von der Vogelperspektive, die ganze Stadt. Die Straßen waren von schwarzen Menschenmassen überfüllt — dazwischen zeigten sich an vielen Stellen winzige graue Vierecke, das waren die Soldaten. Die Menge wogte chaotisch, wie eine Nebelmasse; sie ballte sich im Zentrum zusammen, indem sie durch die radial verlaufenden Straßen, wie durch Saugarme, die Menschen an sich heranzog.

Sie war auch mit einer ungeheueren Molluske zu vergleichen, die ihre Fühler nach allen Richtungen ausstreckte. Die grauen Vierecke des Militärs arbeiteten sich durch diese Menschenmassen durch, wie der Schneepflug durch die Schneewüste; überall, wo sie sich zeigten, wurde ein kleiner Raum frei, der sich sofort hinter ihnen schloß. Die Soldaten verschwanden in den Massen, die Massen erdrückten sie. Und jetzt — es war, als wenn mir der Windstoß einen Fetzen Musik gebracht hätte! Wie weggerissenes Spinngewebe, das vom Lufthauch getragen wird. Nach einiger Zeit wieder — die melodischen Schallwellen erzitterten leise in der Luft und verhallten. War es ein Militärmarsch? War es ein Revolutionslied? Es könnte sein, daß an einzelnen Stellen das Militär sich dem Volke anschloß, — jetzt marschieren sie zusammen unter den Klängen einer Militärkapelle, die die Arbeitermarseillaise spielt. Und wieder Stimmengebraus. Ganze Sturzwellen menschlicher Stimmen. Das kommt mir jetzt wie mehrere große Wasserfälle vor. Die Volksmassen scheinen sich geteilt und an verschiedenen Punkten konzentriert zu haben. Oder vielmehr, sie werden wohl an verschiedenen Punkten vom Militär zurückgehalten — an diesen Stellen stauen sie sich zusamen.

Jetzt — das war wie ein fernes Donnern, wie ein unterirdisches Rollen. Kanonenschuß! Noch einer! Das plumpste auf, wie wenn man einen Sack Mehl von großer Anhöhe wirft. Es war aus großen Geschützen gefeuert. Die Scheusale schleudern schwere Eisenkugeln in das Volk, vielleicht sogar Sprenggranaten. Schauderhaft! Ich sehe Blut und zerfetztes Menschenfleisch. — . . . Aber was soll das? Die Stadt wird bombardiert? Die Stadt ist im Besitze des Volkes und des Militärs, das sich mit ihm vereinigt hatte, und die Regierung mit dem Rest der Armee muß sie sich zurückerobern? Wie kommt es denn gleich zu Kanonenfeuer, da ich doch noch keine Gewehrsalven wahrgenommen habe? Die mußten doch vorangehen. Oder vielleicht habe ich sie überhört! Vielleicht sind sie von hier aus überhaupt nicht zu hören? Ich muß meine Sinne noch mehr anspannen. Vor allem — wie wird sich jetzt die Menge verhalten?

Stille trat ein. Eine unheimliche, erwartungsvolle Stille. Ich hörte das Rauschen des Blutes in meinen Adern. Plötzlich schlug es empor — wild, chaotisch, ungeheuerlich und deutlich, daß ich die einzelnen Laute zu unterscheiden glaubte. Herrlich! Das Volk ließ sich nicht einschüchtern, die Massen dringen vor. Trommelwirbel! Und — schnell wie der Blitz, kaum daß meine Sinne es auffangen konnten — ein eigentümliches Knacksen und

Reißen: Pelotonfeuer! Darauf hörte ich noch jenes schauerliche Geräusch — „wie wenn man Seide reißt“ — die Maschinengewehre! Und wieder trat Stille ein, daß es mir in den Ohren hämmerte und sauste. Dann wieder Stimmengebraus, Kanonenschüsse, Gewehrsalven, Trommelwirbel. Das wiederholte sich unaufhörlich. Die Stadt stand in wildem Aufruhr. Bald glaubte ich die Stadtteile unterscheiden zu können, in denen die einzelnen Zusammenstöße vor sich gingen.

Das hat Stunden gedauert. Die Sinne schwanden mir. Ich hielt mich kaum noch aufrecht. Müde, mit schwitzender Stirn wankte ich an das Bett. Aber kaum daß ich mich hinsetzte, schnellte ich wieder empor. Ich mußte wieder an die Stelle, von der aus ich „alles“ hörte. Ich fürchtete, etwas könnte mir entgangen sein. Obwohl, was hatte ich zu versäumen? Was konnte ich von hier aus tun? Ich war ja ausgeschaltet, ich zählte nicht mehr mit, ich war ein reines Nichts. Trotzdem — ich horchte. Und meine Einbildungskraft schuf mir Bilder des Kampfes. Ich hörte gar nicht mehr, ich *sah* die Kämpfe. Darauf sagte ich mir, so gehe es nicht weiter, ich werde wirr, ich müsse mich in die Hand nehmen und mich von den Sinnestäuschungen freimachen.

Ich ging im Zimmer umher und zählte meine Schritte. Aber da ich allein mit meinen Gedanken war, konnte ich mich ihnen nicht entwinden. Ich dachte, wie es sein würde, wenn das aufständische Volk an die Festung käme. Der Kommandant würde wohl einen Widerstand bis zum Äußersten leisten wollen. Aber die Garnison? Wie mag es da aussehen? Ich hatte keine Beziehungen zu der Festungsbesatzung, ich war ja vollkommen isoliert und unter der Obhut der Gendarmen. Früher hatten wir wohl Verbindungen mit der Garnison; wie es jetzt sei, wußte ich nicht, — vermutlich nicht schlimmer, als früher, eher müßte die revolutionäre Zersetzung um sich gegriffen haben. Wenn die Festung sich ergibt, dann müßte man vor allem sehen, daß man nicht die Dinge überhastet und sich wichtiges entgehen läßt. Die Festung selbst ist uns mehr wert, als die Gefangenen, die sie in ihren Mauern birgt. Sie beherrscht die Stadt und es sind in ihr große Waffen- und Munitionsvorräte untergebracht. In erster Linie müßte man sich selbstverständlich des Kommandanten und der Offiziere bemächtigen. Schon aus dem Grunde, weil jemand von den Kerlen den tollen Einfall haben könnte, die Festung in die Luft zu sprengen. Vor allem aber sei das nötig, um die Soldaten dem Einfluß ihrer Kommandeure zu entziehen. Was die Festungsgefängnisse anbetrifft, so müßte man genau

nachsehen, ob es hier nicht geheime Zellen gibt. Alle Türen müssen aufgemacht, alle Räumlichkeiten untersucht werden.

Der Faden dieser Gedanken spann sich endlos fort. Ab und zu blieb ich stehen und horchte. Und jedesmal aufs neue hörte ich die wogenden Kämpfe draußen in der Stadt.

Dann dachte ich — und es durchschauerte mich — wie es sein wird, wenn wir Gefangene aus dem Festungstor heraustreten, und die rote Fahne weht über uns, und eine Lichtflut und ein Volksjubel ergießen sich uns entgegen. Ja, Lichtflut und Volksjubel — es konnte zwar nicht sein, denn es war schon Nacht, doch ich gab mir davon keine Rechenschaft, Zeit- und Raumunterschiede begannen für mich zu verschwinden — Lichtflut und Volksjubel, beides vereinigte sich in meiner Vorstellung. Dann fühlte ich mich wie von mächtigen Fittichen gehoben, alles entschwand mir und ein erleuchteter Saal tat sich auf, tausend Augen einer dichtgedrängten Menge glänzten mir entgegen, ich las in ihnen funkelnde Begeisterung, Kampfesmut, glühende Sehnsucht, und ich mußte sprechen, weil mir sonst die Sinne vergehen, das Herz zerspringen würde und ich sagte:

„Wir haben gesiegt, doch ist das nicht das Ende, sondern erst der Anfang unserer Kämpfe.

Arbeiter Petersburgs! Ihr habt einen herrlichen Sieg errungen, aber noch habt ihr keine Zeit, euch dem Siegesjubel hinzugeben. Paßt auf! gebt acht, daß man euch die Früchte eueres Sieges nicht entwindet.

Denkt daran, wer ihr seid und was ihr seid. Seht diese Städte und Fabriken! Ist das nicht euerer Hände Arbeit? Aber wem gehören sie? Euch nicht!

So baut ihr jetzt einen Staat auf und kittet ihn mit euerem Blute. Aber wer wird in ihm herrschen? Ihr nicht!

Nein, ihr nicht, gebt euch keinen Illusionen hin, ihr baut für euere Herren, ihr baut für die Bourgeoisie. Aber indem ihr diesen Staat ins Leben ruft, sprengt ihr die Fesseln, die euere Bewegung hinderten. Jetzt bekommt ihr die Hände frei.

Also, was haben wir gewonnen? Den Staat? Nein! Aber einen Kampfesboden, von dem aus wir die politische Macht erobern können. Die Kampfesmöglichkeit, die uns fehlte, haben wir uns errungen. So wollen wir denn kämpfen! Gleich jetzt schon! Nicht gezaudert und nicht gezögert!

Gerade jetzt, solange die Kapitalistenklasse die politische Herrschaft noch nicht hat antreten können, die wir ihr vorbereiten, ist für uns die günstigste Gelegenheit zum Kampfe. Hat sie sich erst

die Staatsmacht gesichert, so wird sie für unsere Wünsche taube Ohren haben.

Im Kampf gegen den Absolutismus hat die Bourgeoisie sich das politische Vordringen des Proletariats gefallen lassen müssen. Sie half uns, die alte Regierungsgewalt zu stürzen. Jetzt, nachdem die alte Staatsmacht gebrochen ist und solange die neue sich noch nicht zusammengefügt hat, haben die Arbeiter, die das Hauptkorps der revolutionären Armee bilden, die politische Vorherrschaft.

In diesem Augenblick kann noch nichts gegen eueren, gegen unseren Willen geschehen. Wohlan denn, solange wir die politische Macht haben, wollen wir sie für uns gebrauchen.

Und zu welchem Zweck sollen wir die politische Macht gebrauchen? Vor allem zu dem Zweck, unsere politische Machtstellung zu verstärken. Die Positionen, die wir gewonnen haben, geben wir nicht preis. Wir verschanzen uns darin und schaffen uns neue.

Die kapitalistische Bourgeoisie sagt uns:

„Bravo, ihr Arbeiter, ihr habt euere Sache gut gemacht! Jetzt, aber tretet gefälligst beiseite und laßt uns vor — denn uns gebührt die Herrschaft."

Wir aber antworten:

„Ist das auch der Weg zu euerer Herrschaft, so führt er doch über die Kampfstellungen der Revolution. Die halten wir inne. Wir lassen euch nicht durch. Wir werden euch pressen und zwingen. Und bis ihr alle Hindernisse überwunden haben werdet, werdet ihr uns manches Zugeständnis gewähren müssen. Uns ist nichts geschenkt worden und wir verschenken nichts. Ihr wollt zur Herrschaft gelangen? So erringt euch die Macht!" . . . . . .

Ich besann mich. Ich stand inmitten des Zimmers und starrte vor mich hin. Mir schwindelte.

Ich ging also zu Bette. Aber ich konnte nicht einschlafen. Ich stand auf und horchte wieder. Eine Fieberglut brannte in mir, meinem Hirn entschwanden die Vorstellungen von Zeit und Raum, und Traum und Wirklichkeit verflochten sich in eins: ich hörte das Volk über die Newabrücke gehen, ich hörte es das Festungstor sprengen, ich führte die Volksmassen durch die Straßen Petersburgs, hielt Ansprachen, nahm an Beratungen teil. So die ganze Nacht hindurch. Erst am nächsten Tage gegen mittag gelang es mir, mich zu bezwingen und mir das Gehirn zu einer normalen Geistesarbeit freizumachen.

Und wieder vergingen Tage. Ich bekam keine Nachricht von außen. Stumm, wie die Schatten, blieben die Gendarmen. Da mir alle unmittelbaren Wahrnehmungen zur Bildung eines Urteils fehlten, so hatte im Spiel meiner Einbildungskraft alles den gleichen Wirklichkeitswert. Ich gab mir deshalb besondere Mühe, mir die Sachlage möglichst einfach vorzustellen.

Es war mir klar, daß ich am 27. April Sinnestäuschungen unterlag. (In Wirklichkeit, wie ich jetzt aus den Zeitungen weiß, fanden den ganzen Nachmittag Straßenkundgebungen für die Dumadelegierten statt.) Ich nahm an, daß die Reichsduma regelrecht zusammentrat. Politisch war also vorläufig noch nichts entschieden. Und wie war es denn mit der Amnestie? Ja, vielleicht gab es auch eine, nur keine allgemeine. Die Regierung konnte mit den Konstitutionell-Demokraten ein Kompromiß abschließen. Die Sache ließe sich formell recht gut arrangieren. Legten doch die Konstitutionell-Demokraten in ihrer Agitation für die Amnestie von vornherein vielzuviel Gewicht darauf, daß die Verhaftungen und politischen Maßregelungen auf Grund von „provisorischen Bestimmungen„ geschahen, die mit dem Zusammentritt der Reichsduma einer geordneten Gesetzgebung Platz machen mußten. Nun wohl, die Regierung mochte alle, die auf Grund jener provisorischen Bestimmungen verhaftet wurden, freigegeben haben, andere aber, die nach der bestehenden Gesetzgebung regelrecht gerichtlich verfolgt wurden, in Haft behalten. Sie stellte sich damit ostentativ auf den Rechtsboden: hier sind die Gesetze und die Gerichte — mögen sie urteilen! Daß die Gerichte vollkommen in der Gewalt der Regierung waren, das blieb eine Sache für sich. Die Regierung konnte auch gegen die größte Zahl den Prozeß einfach unterdrücken und nur gegen einige wenige das Gerichtsverfahren fortsetzen, weil sie sie eben nicht frei haben möchte. Ob das nicht der Zweck unserer Überführung nach der Peter Paulsfestung war? Man hat diejenigen abgesondert, die man zurückbehalten will, und sie gerade deshalb in das sicherste Gewahrsam gebracht, die anderen aber freigelassen. Also die Amnestie ging an uns in der Peter Paulsfestung vorbei.

Die Zuversicht in den — schon vorher erwähnten — Briefen meiner Freundin beruhte womöglich gerade darauf, daß eine teilweise Amnestie gewährt wurde. Nun glaubte man, mit dem Zusammentritt der Reichsduma werde man der Regierung auch noch die wenigen Übriggebliebenen abtrotzen können. Aber das war falsch gerechnet. Allerdings würde die Reichsduma formell auf einer vollen Amnestie bestehen, aber, wenn die Masse der

Verhafteten freigelassen wurde, so war damit tatsächlich der Amnestiebewegung der Hauptinhalt genommen. Wegen der paar Dutzend, die noch hinter den Gittern saßen, ließe sich nicht viel machen. Auch mußte man über uns zur Tagesordnung schreiten, da die Revolution Aufgaben von ganz anderer Tragweite zu entscheiden hatte, als das Schicksal etlicher Menschen. Folglich blieben wir in der Macht der Regierung, solange diese selbst an der Macht war.

Aber zu einem formellen Abschluß des Prozesses mußte es unter diesen Umständen unbedingt kommen. Sehen wir doch nach, was die Gesetze sagen. Was steht denn eigentlich in den Artikeln 101 und 126 des Strafgesetzbuches? Ich ließ mir das Buch aus der Festungsbibliothek geben. Jetzt zum erstenmal interessierte mich nicht bloß die Anklage, sondern auch das Strafmaß.

Das Mindestmaß der Strafe, unter das die Richter nicht herabgehen durften, war nach der Art, wie die Anklage gestellt wurde, nicht unter acht Jahren Zuchthausarbeit in Sibirien. Nachdem ich mich dieses Ergebnisses in aller Ruhe vergewissert hatte, wurde es mir recht bange zumute. Allerdings sagte ich mir, solange halte die Regierung nicht aus — aber . . . . . .

Man denke sich jemand, der sich zwischen die Eisenbahnschienen gelegt habe. Er mag mathematisch genau ausgerechnet haben, daß der Eisenbahnzug ihn nur streifen, nicht töten werde, so wird er doch, wie er den schnaubenden Schnellzug herankommen hört, eines peinlichen Gefühls sich nicht erwehren können. So erging es auch mir. Zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt zu werden, war keine angenehme Aussicht.

Das schlimmste war, daß die Regierung mich womöglich auch nach der Verurteilung in der Peter Paulsfestung behalten würde. Wie lange? Kann man verbürgen, daß sie sich nicht noch ein oder zwei Jahre am Ruder hält? Zwei Jahre Peter Paulsfestung, in dieser hermetischen Abschließung von aller Welt, das war eine Sache, die man nicht leicht nehmen durfte. Ich beschloß, meine Vorkehrungen für einen längeren Aufenthalt in der Festung zu treffen.

Vor allem peinlichste Beobachtung meiner Gesundheit. Mein Zimmerturnen setzte ich pünktlichst fort, wobei mir das starke eiserne Bettgestell gute Dienste leistete. Ich beschloß, ab und zu größere Exkursionen im Zimmer zu unternehmen, das heißt, 20 bis 30 Kilometer zu laufen.

Meine geistige Tätigkeit regelte ich nach dem Glockenschlag der Festungsuhr und hatte für jede Tageszeit eine besondere

Beschäftigungsart. Zu „Träumereien" benutzte ich zumeist die Stunden der Dämmerung. Doch unterschied ich zwischen nervenaufregenden und nervenberuhigenden Traumgesichten. Letzterer Art waren zum Beispiel alle geographischen Träume, die mir stets willkommen waren. Ich konnte sie auch nach Willkür hervorrufen. Ich sagte mir zum Beispiel: Jetzt wollen wir ans Meer — und ich war am Meere und schaukelte im Kahn und sah die feurige Sonnenkugel untertauchen und wie blutigrote Lichtstreifen sich über die zitternden Wasserflächen legten. Auch das Versemachen wirkte beruhigend. Ich fand da, in bezug auf Hirngymnastik, eine Ähnlichkeit mit — mathematischen Übungen.

Zugleich nahm ich mir vor, wenn ich bis zum Herbst keine Gewißheit über meine Lage erhalte, einen Fluchtversuch selbst auf das größte Risiko hin zu wagen.

Der kleine Hof, in dem ich spazieren geführt wurde, war ein idyllischer Winkel. Einige Baumkuppen und Fliederbüsche in der Mitte und über dem Ganzen jene eigenartig ruhige Altertumsstimmung, wie man sie in den alten Schloßhöfen findet und die sich aus tausend Kleinigkeiten zusammensetzt: eine vom Alter geschwärzte Wand, abgebröckelter Stuck, Grasbüschel im Mauerwerk. Mit der Zeit verarbeitet die Natur das ihr fremde architektonische Werk in sich und schafft ein harmonisches Bild.

In dieses romantische Nestchen begann nun der Frühling einzudringen. Erst zeigte er sich nur flüchtig für wenige Augenblicke, huschte mit einem warmen Sonnenstrahl über Hof und Mauer, blickte hier und dort in das Fenster hinein — gleichsam als wenn er Musterung hielte über die Verwüstungen des langen Winters — schmelzte unterwegs etwas Schnee auf und hinterließ es als Pfütze zurück, weil er Eile hatte, weiter zu kommen. Aber mit jedem Tag blieb er länger und länger da und tat fleißige Arbeit. Er trocknete die Pfützen, säuberte den Himmel, daß er im zartesten Azurblau erglänzte, ließ Gras dem harten Boden entsprießen, erkletterte die Bäume und band auf ihnen unzählige Knospen. Jedesmal, wenn ich zu meinem Zwanzigminuten-Spaziergang hinausging, sah ich das Werk sich vollenden. Bei mir in der Zelle veränderte sich nichts, da blieb alles düster und dunkel — hier aber entstand eine neue Welt.

Der Frühling ist die schönste Jahreszeit in diesen östlichen Gegenden. Er ist hier so zart und mild, so hell und munter, daß

selbst gelegentliche Regentage das heitere Bild nicht trüben. Die Sonne durchscheint den Regen, würziger Keimgeruch entsprießt dem aufgeweichten Boden. Aber Regentage sind selten im russischen Frühling. Meistens ist die Luft klar und von Licht durchtränkt. Alle Farben leuchten, alle Augen glänzen, das Blut durchscheint die Wangen. Überall spürt man vordringendes Leben. Die Natur atmet Wachstum. Und abends, wenn die Sonne sich setzt, kommt der Abendwind in breiten, sich einschmeichelnden, kosenden Wellen, wie sie nur die unermeßliche russische Ebene bilden kann. Er bringt den würzigen Geruch der durchwärmten Erde auf den weiten Feldern, der Keime und Knospen mit, gibt jedem Laut eine melodische Klangfarbe und trägt ihn unendlich weit. Und dann bemächtigt sich der menschlichen Seele der Frühlingsdrang — jenes sensibelste Gemisch von Sehnsucht und Tätigkeitsbedürfnis. Man möchte wandern, irgendwo weit hinaus, man möchte singen oder laufen — kurz, man möchte sich betätigen, aus voller Lust, aus voller Kraft, und man möchte vor allem — frei sein.

Nun wurde der Spaziergang zum Kulminationspunkt meines Tages. Mit der größten Spannung sah ich ihm entgegen. Man wußte aber nie im voraus, um welche Zeit man zum spazieren angerufen werden wird. Es konnte vormittags oder auch nachmittags sein. Die Absicht scheint bestanden zu haben, jedem der Gefangenen im Laufe der Tage sowohl die Nachmittags- wie die Vormittagsstunden zugute kommen zu lassen. Allein es fehlte das System, um diese wohlgemeinte Absicht richtig durchzuführen. So war man denn der Willkür der Gendarmen preisgegeben, denen es einfallen konnte, heute um 8 Uhr früh und morgen um 5 Uhr nachmittags den Spaziergang eintreten zu lassen, sodaß statt 24, ganze 33 Stunden Zeitdifferenz von einer Erhohlung zur anderen vergingen. Für mich, der seinen Tag genau einteilte, war das ungemein störend. Doch das kam den Gendarmen am allerwenigsten in den Sinn. Nach ihrer Vorstellung hatte der Gefangene „immer Zeit". Mir war dabei noch besonders peinlich das Bewußtein, daß man mich als einen Gegenstand behandelte, über den man nach Belieben verfügen konnte, wie man einen Stock auf die Straße mitnimmt oder in die Ecke stellt.

In den 20 Minuten waren auch schon der Gang durch den langen Korridor und die Rückkehr in die Kammer mit eingeschlossen. Keiner wurde aus der Zelle herausgelassen, bevor der ihm vorausgehende bereits sicher eingeschlossen war. So konnten wir uns niemals gegenseitig zu Gesicht bekommen. Ich sah während der $2^1/_2$ Monate meiner Festungshaft niemand außer den Gendarmen.

Ich sah nicht einmal mein eigenes Gesicht. Denn Spiegel waren verboten. Im Gefängnis war es erlaubt, eine kleine Kopfbürste zu gebrauchen, in deren Deckel ein Spiegel eingerahmt war. Hier war auch das ausgeschlossen. Einmal blieb ich vor einer Hofpfütze stehen, um mein Spiegelbild zu sehen. Ein wildbehaartes Gesicht blickte mir entgegen, das mir fremd vorkam. Wie aber mußte es jenen zumute sein, die hier jung eingetreten, gealtert und ergraut waren, und dann, als sie aus diesen Mauern herauskamen, sich zum ersten Male wieder im Spiegel sahen?

Alle meine Bemühungen, während des Spazierganges die Gendarmen ins Gespräch zu ziehen, scheiterten. Weder durch Kritik noch durch gute Worte war etwas zu erreichen. Sie schwiegen. Einmal allerdings hatte ich Erfolg, wovon ich aber erst später in vollem Maße Kenntnis erhielt. Das war so:

Noch vor meiner Verhaftung wurde Leo Deutsch in die Festung gebracht. Ich wußte also, daß er hier sei. Um etwas über ihn zu erfahren, nahm ich mir vor, die Gendarmen zu überrumpeln — und durch eine im richtigen Ton vorgebrachte entsprechende Fragestellung, sozusagen durch rein reflektorische Gehirntätigkeit, eine Antwort auszulösen. Ich nahm also die Gelegenheit war und sagte ganz unvermittelt in einem Tone, als wenn es sich an die Fortsetzung einer längst geführten Unterhaltung handelte:

„Wie steht es jetzt mit der Gesundheit von Deutsch?“

„In der letzten Zeit kam der Arzt nicht mehr zu ihm“, war die Antwort.

Sofort mischte sich auch schon der andere Gendarm ins Gespräch und sagte: „Hier gibt es keinen Deutsch“.

„Grüßen Sie Deutsch von mir“, sprach ich noch zu jenem, dem die Antwort auf meine Frage, bewußt oder unbewußt, entschlüpfte. „Grüßen Sie ihn von mir. Sagen Sie ihm: Parvus grüße ihn, Parvus!“

Dann wandte ich mich an den zweiten und führte ihm zu Gemüte, daß er doch nicht schuftiger zu sein braucht, als er es von Amts wegen sein muß. Selbstverständlich, schwiegen sie jetzt beide.

Später im Untersuchungsgefängnis erzählte mir Freund Deutsch, daß der Gendarm tatsächlich den Gruß ausgerichtet habe. Wie sie einmal zuzweit bei ihm in der Zelle waren, ließ dieser den anderen beim Fortgehen zuerst aus der Thür treten und sagte dann, sich rasch umwendend: „Porvus grüßt sie.“ Deutsch hatte keine Zeit, ihm zu antworten; überrascht, hat er sich

nicht einmal sein Gesicht merken können, um ihn bei einer zweiten Gelegenheit zu sprechen.

Das stete Verfolgtwerden von den Gendarmen, die mich jeden Augenblick durch das Guckloch in der Tür beobachteten, beim Spaziergang hart neben mir waren und selbst beim Baden mich nicht verließen, und immer zuzweit, das war mir recht unleidlich. Aber schließlich fand ich mich auch damit ab. Ein drolliger Vergleich kam mir in den Sinn, der mir über die Situation hinweghalf. Ich dachte mir, wie wäre es, wenn ich — einen Affenschwanz bekäme. Als moderner Mensch brauche ich keinen Affenschwanz. Nicht einmal zu Treppenklettern wäre er zu gebrauchen, da die Hauseigentümer dagegen einschreiten würden. Auch ist unsere Kleidung durchaus für diesen Fall nicht vorgesehen. Aber wenn ich ihn hätte, müßte ich ihn mitschleppen. So jetzt — die zwei Affen in Uniform.

Sonst war das Benehmen der Gendarmen ruhig und höflich. Nur einmal sah ich mich veranlaßt, sie zurechtzuweisen. Das bezog sich auf den Spaziergang. Ich bemerke mehrmals, daß die Spaziergänge gekürzt wurden. Da die Spaziergänge genau mit dem Stundenschlag acht begannen, so mußte jedesmal bei 20 — 40 — 60 Minuten ein Abführen und Hinführen der Gefangenen stattfinden. Wenn nun die Gendarmen nach Einschließung des einen Gefangenen etwas Zeit versäumten, bis sie den anderen hinausführten, so verschob sich die Zeiteinteilung — statt nun dementsprechend einige Minuten auflaufen zu lassen, suchten sie genau an dem gegebenen Stundenabschnitt abzuschließen, wodurch die Zeit des Spaziergangs gekürzt wurde. Ich fand bald heraus, daß bei normalem Zeitausmaß ich 13 Rundtouren im Hofe machte; infolgedessen merkte ich es sofort, wenn die Zeit gekürzt wurde. Ich ließ es etliche Mal ruhig geschehen. Dann, als ich an einem Tage um drei Minuten über die Vollzahl zum Spazieren abgeholt wurde — im Korridor gab es eine Uhr — machte ich darauf meine Begleiter aufmerksam. Nun paßte ich auf. Richtig, kaum hatte ich die elfte Runde vollendet, da hieß es: retour!

„Wie“, sagte ich, „ist es denn schon Zeit?“ — „Ja!“ Ich schwieg und wie wir an der Uhr vorbeigingen, machte ich auf den Zeitunterschied aufmerksam. Jetzt blieb ich im Korridor stehen und rief laut:

„Warum stehlt ihr mir meine Zeit? Drei Minuten habt ihr mir gestohlen und zwanzig sind es überhaupt nur!“

Im Nu kamen sie aus allen Gängen zusammen und stellten sich in nervöser Spannung auf.

„Sie können sich ja beschweren, jetzt aber müssen Sie in die Zelle", sagte der Oberaufseher.

„Schämt euch! Ihr habt weder Scham noch Gewissen! Ihr tragt nicht bloß die Uniform der Gendarmen, ihr seid in eurer ganzen Seele Gendarmen!"

Darauf ging ich in meine Zelle. Die zwanzig Minuten Spaziergang wurden seitdem pünktlichst eingehalten.

Die Tage wurden länger und wärmer. Die stehende Luft in meiner Kammer wurde dumpfig. Jedesmal, wenn ich vom Spaziergang zurückkehrte, benahm es mir den Atem. Ich spürte auch, wie sich in mir das Blut aufstaute und eine Art Nebel sich mir über das Gesicht legte und mir die Augen verklebte. Ich mußte blaß geworden sein. Und ich begriff die fahlen Gesichter der Bewohner der Kellerwohnungen!

Wie ist doch die selbstsüchtige Logik der Menschen feig und blind in ihrer Feigheit! Wie sehr sie sich Irrwege schafft und Hindernisse auftürmt, um auf gewundenen Wegen zu einer Erkenntnis zu gelangen, die ganz einfach und klar zutage liegt, von der man sich aber abwendet, weil sie einem materiellen Interesse widerspricht. Die Wohnungsnot der Arbeiter und der armen städtischen Bevölkerung mußte erst entdeckt werden! Die dunklen, schmutzigen Straßen mit feuchten, schimmeligen Mauern waren in unmittelbarer Nähe der Häuserviertel der Reichen, gleich bei der Hand, man konnte den Mangel an Luft und Licht in den wachsgelben Gesichtern der Frauen und Kinder lesen — aber ganze Forschungsexpeditionen, wie in ein fernes, wildes Land, mußten ausgerüstet werden, Untersuchungen mit einem großen wissenschaftlichen Apparat unternommen werden, um dieses Resultat festzustellen. Und wie die Wohnungsnot, so mußte auch die Nahrungsnot der Arbeiter erst — entdeckt werden.

Die Bourgeoisie machte aus der Not der Arbeiter ein wissenschaftliches Problem. Sie erforschte sie in allen Details, in allen Nuancen. Sie klassifizierte und rubrizierte sie. Man zählte und rechnete, untersuchte und experimentierte, füllte dicke Bücher mit Zahlen und reihte sie zu großen Bibliotheken zusammen. So dauert es schon seit mehr als einem halben Jahrhundert. Aber die Wohnungen der Arbeiter blieben elend und überfüllt und ihre Nahrung kümmerlich!

Nun stand das Elend auf dem Papier und wurde zu einem Rechnungsproblem, über das man disputieren konnte, ohne sich

aufzuregen. Die Menschen wurden zu leeren Zahlen, die man nach Belieben kombinieren konnte. Und wie sie sich herumstritten und noch immer herumstreiten um den geringsten Bruchteil einer Zahl, um 0,01 ?! Wann reicht die Luft nicht mehr zum atmen aus? Wann reicht die Nahrung nicht mehr aus zum Leben? An welchem Punkte beginnt die sittliche Verkommenheit in einer von Männern und Frauen überfüllten Wohnung? In welchem Alter haben die Knochen der Kinder bereits soviel Kalk aufgenommen, daß man sie dem mechanischen Druck der Maschine unterwerfen kann, ohne sie direkt zu verkrüppeln? In welchem Augenblick läßt die Arbeitsleistung des ermüdeten Arbeiters nach und in welchem Maße?

Und wenn wir an sie herantreten und erklären: „Ihr zählt und wägt das Elend der Massen —, seht euch doch dieses Elend mit offenen Augen an!" — So nennen sie diese Betrachtung unwissenschaftlich, agitatorisch, umstürzlerisch. Aber ihr eigener ewiger Refrain bleibt: „Der Arbeiter lebt und zeugt Kinder!" ....

Im Mai beginnen in Petersburg „die weißen Nächte". Wer daran nicht gewöhnt ist, dem legt es sich stark auf die Nerven. Hier in der Festung merkte ich nicht viel von der Lichtfülle des Abends. Aber nachtdunkel wurde es auch nicht mehr. Es war eine trübe Dämmerung, die die Nerven in Spannung hielt.

Am Tage kam eine neue Plage auf — die Fliegen. Je heißer es wurde, in desto größerer Zahl kamen sie und richteten sich an den Wänden und am Plafond wohnlich ein. In den Stallungen und im Hof, wo sich viel Taubenmist angesammelt hat, hatten sie ihre Brutstätten. Bald bildeten sie in meiner Zelle sehr ansehnliche schwarze Armeen, die sich überall, aber mit Vorliebe, selbstverständlich, auf meinem Tisch und Bett niederließen, dabei eine anregende und eilige Verbindung miteinander unterhielten und bei jedem Flug durchs Zimmer, wie mit Absicht, mein Gesicht streiften. Manche machten sich zum Spaß, über meinen dünn behaarten Schädel im Parademarsch zu promenieren, sodaß ich fühlte, wie sie ihre Beinchen streckten und tastend Halt suchten. Das kitzelte. Jagte ich aber so eine fort, so erweckte ich erst recht damit ihr Interesse an mir und sie umkreiste summend mein Gesicht und tippte mich bald hier, bald dort.

Es waren Kleinigkeiten. Aber diese Kleinigkeiten störten mich sehr; noch mehr, daß ich ihnen gegenüber ohnmächtig war. Denn als ich um die Erlaubnis bat, mir einen Fliegenfänger oder Fliegenpapier anzuschaffen, wurde mir dies abgeschlagen, obwohl ich vorschlug, das Fliegenpapier an der Zimmerdecke aufzukleben,

wo es für mich selbst, sollte ich das seltsame Gelüst haben, daran zu naschen, vollkommen unerreichbar war. Schließlich blieb mir nichts übrig, als die Fliegen einzeln abzufangen. Ich riß ihnen die Flügel aus und sammelte sie in einen Krug, den ich zur Hälfte mit Wasser füllte. Abends ließ ich dann meine Kriegsbeute von der Klosettspülung hinunterschwemmen. Das bildete nun jeden Tag meine Beschäftigung. An manchen Tagen fing ich zweihundert und mehr Fliegen, keinen einzigen unter hundert. Ich erreichte schließlich eine derartige Virtuosität, daß ich zwei Fliegen auf einmal und auch die Fliege im Fluge fangen konnte.

So hielt ich mich von den Fliegen frei. Aber eine schlimmere, sehr ernste Qual verursachten mir — die Tauben. Ich hätte nie gedacht, daß dieser anmutige und scheinbar auch sanftmütige Vogel einem so zusetzen könnte, — und doch trieb er mich manches Mal zur Verzweiflung, ja beinahe in den Wahnsinn.

Es gab viele Tauben in der Festung, hunderte, vielleicht tausende. Weil es in der Festung ruhig und still war, kamen sie hier aus der ganzen Stadt zusammen. In großen Scharen ließen sie sich im Hof nieder, wo sie gefüttert wurden. Vor allem aber hatten sie auf dem Mauergesims vor den Fenstern ihre Standplätze, um die nicht selten regelrechte Schlachten ausgekämpft wurden.

Anfangs ließ ich mir den behäbigen Vogel gefallen. Manche trauten sich selbst in den Innenraum hinein. Sie kamen durch das eine offene Fensterpförtchen und gingen gemessenen Schrittes zum anderen, durch das sie sich gelassen entfernten. Gelegentlich blieb auch eine stehen und sah ernstlich drein, als wenn sie gleich etwas ungemein wichtiges, aber auch gefahrvolles unternehmen wolle — dann spürte sie mit einem Mal ein unaufschiebbares Verlangen, sich unter dem Flügel zu putzen, oder sie duckte sich plötzlich zusammen, verbarg den Schnabel im eigenen Kragen und schlummerte ein. Ich versuchte, die Tiere an mich zu gewöhnen und sie vom Fenster herunterzulocken, und warf ihnen Semmelbrocken zu.

Dieser Vogel, dessen Bewegungen langsam und bedächtig sind, hat aber die Unart, fast ununterbrochen zu murmeln. Sind ihrer zwei beisammen, oder ist der zweite in der Nähe — das ist bei diesem Familienvogel fast immer der Fall — so hört das gar nicht mehr auf.

Auch andere Vögel sind keineswegs schweigsam. Der Spatz piepst. Sind ihrer mehrere beisamen, so gibt das einen ganzen zwitschernden Chorus. Aber es ist in diesem Zwitschern, wie auch

in dem hastigen Herumspringen der kleinen Frechlinge, soviel Munterkeit und Lebensfreude, daß man vom Zuhören und Zuschauen sich erheitert fühlt. Dagegen das Girren der Tauben! Das sind halberstickte Laute, wie das Gespräch eines Bauchredners, dabei bedächtig und langsam und ununterbrochen. Es enthält in sich eine Menge Mißtöne, die ununterbrochen hintereinander folgen, wie das Plätschern eines Wasserrades. Man wird es mir kaum glauben, aber man höre nur einmal selbst recht aufmerksam zu — und ich konnte, ich mußte in der Stille meiner Zelle recht aufmerksam zuhören — und man wird mir recht geben. Es ist eine Art Surren und Schnarchen und Röcheln, ein Heulen und Bellen und heiseres Wimmern. So geht dieser Vogel herum und girrt. Hat sich seine Ehehälfte um einige Schritte entfernt, so kommt schon ein besorgtes und tadelndes Gurgeln. Ist er auf dem Fenstergesims, sie auf der Mauer gegenüber, oder umgekehrt, so geht das Girren in vollen Tönen vor sich. Hocken die beiden nebeneinander, so wird die Stimme unterdrückt, aber das selbstzufriedene, blöde Girren hört nicht auf.

In ihrem ganzen Wesen, bis auf ihre, übrigens wie man jetzt weiß, gar nicht einmal so makellose Monogamie, erschien mir die Taube ein richtiger Philistervogel. Selbst ihre Befiederung, die alle scharfen Farbenkontraste scheut und nur milde koloristische Übergänge kennt, meistens blau oder grau, ist so recht nach dem Geschmack des Spießbürgers. Dem Körperbau, besonders der größeren Arten, fehlt es an Grazie. Wenn die Taube sich zusammenduckt, was sie gern und oft tut, sieht sie wie ein großes Ei aus, in das man oben einen kurzen Schnabel hineingesteckt hat.

Mit jedem Tag stieg meine Antipathie zu den Tauben. Sie störten mich, wurden mir unleidlich. So sehr ich mich zusammennahm, so ärgerte mich doch schon der bloße Anblick des Vogels. Seine Stimme aber machte mich krank. Vergebens bemühte ich mich, sie zu überhören. Sie drang mir in die Ohren, was ich auch tun mochte.

Ich gab mir alle Mühe, mich an das Girren der Tauben zu gewöhnen. Ich versuchte, ruhig zuzuhören. Aber das gelang mir nicht. Es ging in keiner Weise — ich wurde nervös, geriet in eine förmliche Wut. Ich war bereit, mich über die Vögel zu stürzen und sie abzuwürgen. Aber sie waren unerreichbar für mich.

Um sie vom Fenstergesims zu vertreiben, warf ich mit Zuckerstücken auf die Fensterscheiben, die davon erklirrten und den Vogel verscheuchten. Das half aber nur für einen Augenblick. Die Taube, die gerade vor dem Fenster stand, blickte sich verwundert

um, erst beim zweiten Wurf flog sie davon. Im nächsten Augenblick kam sie auch schon wieder zurück, oder eine andere an ihrer Stelle. Überdies, zu beiden Seiten des Fensters, die für mich unerreichbar waren, blieb alles unverändert. Abends kam es aus Dutzenden von Kehlen, und da es draußen während der weißen Nächte erst spät dunkel wurde, so konnten auch die Vögel nicht einschlafen und girrten drauf los.

Ich stopfte mir Watte in die Ohren. Aber es half nicht. Ich schlug mir außerdem noch das Handtuch um den Kopf und band es fest zusammen. Auch das half nicht. Durch Watte und Tuch, überall, wo ich war, und was ich auch tat, ich hörte das scheußliche Girren.

Ich fühlte, daß das anormal ist und zur Krankheit wird. Ich sagte mir: hören es doch die anderen auch und sie ertragen es, ja sie haben noch ihre Freude an den Tauben. Und ich konnte nicht begreifen, wie das möglich war.

Aber es wurde schlimmer und schlimmer. Ich hatte schlaflose Nächte. Selbst als die Vögel schwiegen, stand mir ihr Girren in den Ohren. Ich zuckte zusammen, als ich es hörte. So — dachte ich mir — jetzt kommt das Ungeheuer, das mich martert. Innerhalb dieser Grabesstille jemand neben mir, der mir fortwährend ins Ohr schnarchte und röchelte! Als ich es nicht mehr aushalten konnte — war es mir doch manchmal so, daß ich mir den Schädel einrennen mochte, um nur das Girren nicht zu hören — ließ ich den Gefängnisarzt zu mir kommen.

Er hörte mir aufmerksam zu und sagte dann sehr ernsthaft:

„Nun ja, bei dem Einen dies, bei dem Andern jenes. Wir wollen mal sehen, was sich machen läßt. Wenn man die Tauben nicht mehr füttern wird, so werden sie ausbleiben."

Es änderte sich nichts, aber einige Tage darauf wurde ich aus der Peter Paulsfestung in das Untersuchungsgefängnis gebracht. Auch hier legte sich mir das Girren der Tauben noch immer auf die Nerven; da ich mich aber unter Menschen befand und genügend Bewegung im Freien hatte, konnte ich es leichter ertragen.

Nach der Mitteilung der Gendarmen war es, wie ich schon an anderer Stelle erwähnt habe, „Brauch" in der Festung, daß Schriftutensilien mit dem Beginn des zweiten Monats der Anwesenheit den Gefangenen gewährt werden. Als nun auch der erste Monat vorbei war und ich dennoch noch immer kein Schriftzeug bekam, wandte ich mich wieder an den Aufsichtführenden.

„Wenn Sie", erklärte er, „die Schriftmaterialien in der gewöhnlichen Art, wie es hier üblich ist, gebrauchen wollen, so wird es Ihnen vom Kommandanten gewährt werden."

„Und worin besteht diese ‚gewöhnliche Art'?"

„Sie dürfen keine literarischen oder wissenschaftlichen Arbeiten ausführen, überhaupt nichts aus dem Eigenen niederschreiben. Dagegen ist gestattet: Übersetzungen, Auszüge aus Büchern, mathematische Übungen. Außerdem: alles, was Sie schreiben werden, wird Ihnen beim Verlassen der Festung abgenommen und verbrannt werden."

„Ich bestreite dem Kommandanten das Recht", antwortete ich, „einen Untersuchungsgefangenen solchen vexatorischen Maßnahmen zu unterwerfen. Ich bestehe darauf, daß er sich damit eines Mißbrauchs seiner Amtsgewalt schuldig macht. Jedoch nach der Lage der Dinge bleibt mir nichts übrig, als mich der Gewalt zu fügen. Ich ersuche also, mir Schriftzeug ‚in der hier üblichen Art' zum Gebrauch zu geben, behalte mir aber vor, gegen den Kommandanten gerichtlich vorzugehen."

Nach einigen Tagen bekam ich Tinte und Feder und ein sorgfältig paginiertes Heft — auf der letzten Seite stand von der Hand des Gendarmen: „In diesem Hefte sind 147 numerierte Seiten."

Die Hauptsache war, daß ich das Schriftzeug hatte. Nun wollte ich schon dafür sorgen, daß es nicht allein bei den Bücherauszügen und Übersetzungen blieb. Aber seitens der Gendarmen wurde nicht minder aufgepaßt, daß ich nicht auf irgend einem Papierfetzen eigene Gedanken niederschreibe und mit ihnen in den vier Mauern meiner Zelle eine verbotene Propaganda treibe. Mit welchen Schwierigkeiten ich unter solchen Verhältnissen bei meinen literarischen Arbeiten zu kämpfen hatte, ergibt sich zum Teil aus meinen Tagebuchblättern —, wie ich sie überwand, das zu erzählen, ist jetzt noch nicht an der Zeit.

Das erste, was ich tat, war, daß ich mich an die Ausarbeitung meiner Verteidigungsrede in dem bevorstehenden Prozeß machte. Als ich damit in den Hauptpunkten fertig war — das Niederschreiben erforderte viel Zeit, da es nur verstohlenerweise und in Kleinschrift geschehen konnte — begann ich, ein Tagebuch zu führen. Die Rede setzte ich fort und wollte sie zu einer Schutzschrift für den Sozialismus, in Buchform, erweitern. Zugleich war ich auch mit meinen Studien der russischen Agrar- und Finanzliteratur soweit, daß ich die von mir längst gefaßten Konzeptionen von Schriften über die einschlägigen Fragen zur Ausführung

bringen wollte. Schließlich faßte ich auch noch die Idee, eine Zeitung herauszugeben.

Zwar konnte ich auf kein Publikum rechnen, aber die Ausführung dieses Gedankens interessierte mich ungemein. Das bizarre und launenhafte dieser literarischen Art muß es gewesen sein, die meinem Geist als Abwechselung inmitten anderer Beschäftigungen, die starke Konzentration erforderten, behagte. Das Blatt sollte den stolzen Titel führen

Ameisenmist

Organ für parlamentarische Sozialrevolution.

Ein Leitartikel wurde gedacht unter dem Titel „Das Ende vom Anfang". Er war als Antithese gemeint zu einem Artikel, den ich vor zwei Jahren schrieb — „Der Anfang vom Ende".

Feuilleton — „Wie Hans Kaspar sich die Welt vorgestellt hatte". Das Problem interessierte mich, ein Weltbild zu konstruieren auf Grund ausschließlich der Wahrnehmungen, die ich in meinem Gefängnis machen konnte.

Mit Korrespondenzen wollte ich mich aus Deutschland, aus China usw. versehen. Für „Buntes Allerlei" schrieb ich folgende Notiz nieder:

Ein eigenartiger Unfall passierte im Deutschen Reichstage. Ein Zentrumsabgeordneter verlor während der Rede, die er hielt, seine Zunge. Infolge der vielen Drehungen und Windungen, die er gebrauchte, muß sich die Schraube, mit der die Zunge befestigt war, gelockert haben, und als er einmal den Mund stark aufriß, fiel ihm die Zunge heraus, platschte auf das Pult und kollerte zum Boden herunter. Es folgte ein sehr peinlicher Augenblick. Aber nur ein Augenblick! Denn mit erstaunlicher Schnelligkeit schraubte ein nationalliberaler Abgeordneter seine eigene Zunge los und überreichte sie mit einer graziösen Verbeugung, stumm lächelnd, seinem ultramontanen Kollegen. Ebenso schnell war die Zunge eingeschraubt und der Zentrumsabgeordnete setzte mit der nationalliberalen Zunge seine Rede fort, ohne auch nur einen Augenblick zu stocken. Dem Inhalte nach sind beide Teile der Rede gar nicht auseinanderzuhalten.

Die herausgefallene Zunge konnte nicht gleich in Gebrauch genommen werden, da ein Reichskommissar zufällig mit dem Stiefelabsatz auf sie getreten war. Sie ist aus Kautschuk in Nickelfassung und wiegt gut ein Kilogramm.

Nicht vergessen war auch der Annoncenteil. In meinen Aufzeichnungen finde ich folgende Beiträge für den Inseratenteil meiner Zeitung:

Mondschein für alle Welt!

G. m. b. H.

Jedermann weiß, daß, nachdem der Grunewald mit Villen überbaut wurde, es dort mehr Straßenlaternen als Bäume gibt. Infolgedessen ist in der ganzen Umgebung von Berlin kein Mondschein mehr zu sehen. Wer den Mond genießen will, muß nach Italien oder Norwegen reisen. Um nun den Mondschein auch der ärmeren Bevölkerung Berlins zugänglich zu machen, hat die Gesellschaft M. f. a. W. im Zentrum von Berlin einen Baukomplex gekauft und ein Etablissement gebaut, in dem die Laternen- und Lampenbeleuchtung künstlich ausgeschlossen ist und der Mondschein Zugang findet. Durch sinnreich eingerichtete Reflektoren wird erzielt, daß der Mondschein von allen Seiten des Lokals gut zu sehen ist. An trüben Tagen künstliche Mondbeleuchtung!

Höchst sehenswürdig! Das Publikum wird höflichst eingeladen. Für vorzügliche Küche und prima Schultheiß-Bier ist gesorgt.

Auch können Familien Kaffee kochen!

Affen, menschenähnlich! Großer Import! Für Landarbeiten vorzüglich abgerichtet. Sprechen nicht, denken nicht, kleischen bloß die Zähne, Gemischt mit chinesischen Kulis, schlagen sie jede Konkurrenz.

Zentralstelle des Bundes der Landwirte.

Ammenmilch!

Auf Flaschen abgezogen! Von kirchlich getrauten **Spreewälderinnen.**

Ärztliche Kontrolle!

Trockenfütterung!

So kam ich denn, seitdem ich Schreibzeug hatte, zu einer sehr mannigfaltigen und ergiebigen geistigen Betätigung. Mein Geist sprengte die Fesseln, in die man mich schlug. Nach meiner Schätzung konnte ich noch für mindestens zwei Jahre hinaus literarisch produktiv sein und damit meine Zeit ausfüllen, selbst wenn man mir alles, was während dieser Jahre in der Welt vorging und ihre gesamte geistige Produktion vorenthalten hätte. Ich war gerüstet.

Doch über diesem literarischen Schaffen schwebte das Verhängnis, daß es hier, vielleicht mit mir selbst, begraben wird. Wie sehr doch unser Leben von Zufälligkeiten abhängt! Ich wurde am 21. März verhaftet — würde ich mich noch auch nur eine Woche vor der Polizei geborgen halten, so würde man mich, da um jene Zeit nach Feststellung des Ergebnisses der Reichsdumawahlen die liberale Ära wieder einsetzte, unbehelligt lassen. Am

10. Juni führte man mich aus der Festung nach dem Untersuchungsgefängnis ab. Man hielt mich noch immer fest und verbannte mich dann nach Sibirien, aus dem es mir gelungen war, zu entkommen. Wenn man mich aber auch nur einen Monat noch, bis zum 10. Juli, als die Reichsduma aufgelöst wurde, in der Festung behalten hätte, so säße ich darin bis auf den heutigen Tag! Heute weiß ich, wie die Dinge geworden sind, damals, in der Festung konnte ich nicht wissen, wie sie sich gestalten würden.

Und um mich herum die unheimliche Stille, in der das Girren der Tauben mein Gehör marterte und meine Sinne verwirrte, und die Ruhe der Gruft. Denn selbst die Luft war hier unbeweglich, wie in einer Pappschachtel.

Ich weiß, es gab Zeiten, da einzelne Menschen die Welt flohen und die Einsamkeit suchten. Aber man sehe sich doch — die alten Klöster zeigen die Stätten, in Tirol gibt es ihrer besonders eine Menge — die romantischen Winkel an, die sich die Eremiten ausgesucht hatten. Sie hatten den Wald, die Berge, das Wasser, Himmel und Erde. Sie atmeten den Sturm ein, sie ließen sich vom Regen peitschen, von der Sonne wärmen. Sie gruben Wurzeln, sie pflückten Früchte, sie fingen Fische — ja, sie bauten Gärten und ackerten, sie pflegten Tiere. Und sie hatten doch Verbindung mit Menschen, die ihnen freundlich entgegentraten. Nein, das war noch keine Einsamkeit. Und daß es keine Einsamkeit war, das beweisen gerade die großmächtigen Klosterwirtschaften, die um jede solche Einsiedlerzelle mit der Zeit sich entwickelt haben.

Ich weiß, es gab religiöse Schwärmer, die sich freiwillig haben einmauern lassen. Das war aber auch ein Martyrium und bleibt in Ewigkeit ein gräßliches Zeichen der Zeit und menschlicher Verirrungen.

Wir bekamen auch das Aussehen von religiösen Schwärmern. Später, im Untersuchungsgefängnis erkannten wir sofort jeden, der aus der Festung kam. Er hatte einen merkwürdigen, leisen Gang, fühlte gleichsam den Boden nicht unter den Füßen; im erdfahlen Gesicht die höchste Spannung, wie wenn er nach etwas intensiv horchte, die hohlen Augen nach oben gekehrt und träumerisch verschleiert. . . .

Fünf Nächte nacheinander habe ich, als ich aus der Festung herauskam, keinen Augenblick einschlafen können. Schließlich half mir der Arzt durch Schlafmittel. Obwohl ich noch immer die einzelnen Laute der Vogelstimme unterschied, konnte ich die menschliche Sprache schlecht wahrnehmen und sprach selbst bald zu leise

und bald zu laut. Meine Sehkraft, die durch die Kleinschrift im Halbdunkel stark gelitten hatte, habe ich erst nach Monaten wieder erlangt.

Jetzt, indem ich diese Zeilen niederschreibe, unter so ganz anderen Verhältnissen, frei und sicher und unabhängig, erscheint mir jenes Leben in der Festung wie im Traum. Aber Traum und Wirklichkeit, sind sie denn in Wahrheit so leicht auseinanderzuhalten? Habe ich doch schon auch manchen herrlichen Traum gehabt, den ich später in der Wirklichkeit erlebt habe!

Das Leben ist herrlich, nehmt alles nur in allem! Aber wenn ihr es voll genießen wollt, so müßt ihr es euch immer und immer wieder erobern. Denn Leben ist Bewegung, und Bewegung in unserem menschlichen Wesen ist — Kampf.

Tagebuchblätter

vom 25. Mai bis 8. Juni 1906.

25. Mai 1906.

Am 13. Mai bekam ich Schreibzeug — am 36. Tage meiner Einschließung in der Peter Paulsfestung. Ich darf aber keine eigenen Gedanken niederschreiben, sondern nur Auszüge aus Büchern und Übersetzungen. Dies ist strikte Bedingung. Sonst wird mir die Schreiberlaubnis entzogen. Ich bekam ein sorgfältig paginiertes Heft, daß, samt Tinte und Federn — alles auf meine eigenen Kosten — jeden Abend mir abgenommen wird und jeden Morgen wieder ausgegeben. Durch das Guckloch in der Tür werde ich sorgfältig überwacht. Jeder Fetzen Papier wird mir entzogen — außer Klosettpapier, daß aber die Tinte durchläßt. Dennoch, wie Figura zeigt, ich schreibe. Eine schwierigere Aufgabe, das Geschriebene aufzubewahren. Na, wir wollen es sehen — probieren geht über studieren.

Ich will mir eine Welt schaffen aus mir selbst heraus. Was ich an Licht und Stimmung eingesaugt habe, draußen in der weiten Welt, will ich jetzt in meinem Geiste spielen lassen.

Das erste, was ich brauche, ist Arbeit. Um mein Recht auf Arbeit führe ich einen Kampf. Damit wird schon das zweite genährt, was mir fehlt — Kampf, geistiges Ringen. Das dritte, was ich brauche, ist Poesie. Nicht Gedichtbücher, die kann ich bekommen, sondern Poesie der Wirklichkeit. Poesie, die uns das Leben entdeckt und zugleich verhüllt, um es uns wert zu machen, die die Sehnsucht gebiert und die Bezauberung und die Enttäuschung. Jener romantische Schleier, der sich wie Mondschein um die Dinge legt. Denn diese grauen Wände im Halbdunkel meines Kerkers sind furchtbar nüchtern!

Indem ich dieses schrieb, rasselte und klapperte es an der eisenbeschlagenen Tür — ich verbarg mein Schreiben — und die obligaten Gendarme schoben mir durch die aufgeklappte Lucke einen bleiernen Teller mit meiner Abendmahlzeit hinein. Dann wurde wieder mit Gepolter die Lade zugemacht und ich hörte noch das Rasseln der Riegel im zugedrehten Schlosse. Das Essen ist nicht schlecht, aber für den Westeuropäer nicht immer definierbar. Mein heutiges Essen, das sich öfters wiederholt, betrachte ich als ein Gemengsel von Kartoffeln und Stockfisch zu einem Brei verarbeitet und gebacken.

Diese Blätter sollen eine Chronik meiner Weltereignisse und meiner Stimmungen sein. Und was mir sonst einfällt und ich nicht im literarischen Zusammenhang verwerten kann — denn meine Hauptzeit widme ich wissenschaftlichen Studien und literarischen Arbeiten — das bringe ich hier unter. Deshalb geht es hier so bunt zu. Dabei ist auch diese Schrift für die Öffentlichkeit bestimmt. Als Zeitungsmensch kann ich es nun einmal nicht anders. Ich schreibe nicht für mich, sondern beobachte mich selbst als handelnde Person. Das tut ja ein jeder, aber der Schriftsteller bringt es zu Papier. Wir tun noch anders. Indem wir handeln, kopieren wir unser eigenes Handeln. Wir spielen uns selbst unser Leben lang.

27. Mai 1906.

Heute ist Badetag. Dies geschiet zweimal im Monat. Selbstverständlich russisches Dampfbad. Das brachte mich zu einem seltsamen Stimmungskontrast.

Oft gehe ich meinen Träumen nach. Ich durchmesse dabei gewöhnlich meine Zelle in die Kreuz und Quer mit den verworrenen Schritten eines Traumwandlers. Und heute früh träumte ich von Italien. Ich ging den Gotthard hinunter. Der schäumende Teczzino sprudelte an mir vorbei den engen Paß hinunter. Zackige Felsen, wie unter dem Drucke der breiten Felsmassen hinter ihnen, drängen sich an den munteren Fluß heran und scheinen jeden Augenblick ihm den Weg zu versperren. Doch er setzt in tollen Sprüngen, zischend und brodelnd — nichts als Schaum und Spritzen — seinen Lauf fort, schlängelt sich überall durch, verschwindet in der Tiefe und erglänzt in der Ferne, wie silberne Schuppen. Schon bin ich auf meinem Velo und durcheile wie auf Schwingen die weiten, sanft abfallenden Straßenbiegungen. Die Bergabhänge grünen und das Grün wird immer saftiger. Eine Lichtfülle ergießt sich über das Tal. Ich passiere Dörfer und Städtchen mit weißen Häusern, holprigem Pflaster und engen Gäßchen, vorbei an Grünkramläden, rechts und links ausgemergelte Frauen in bunten Tüchern, mit dem Säugling im Arm oder dem rotznasigen Knirps an der Hand — ein Haufen spielender Kinder zerstiebt wie eine Vogelschar — vorbei an sonstigen Gaffern. Vorbei — und weiter, weiter, immer weiter. Bellinzona! Handelsstadt. Lastwagen, ausgefahrene Straßen, Ölgeruch und Schmutz ... Und wieder ist es früher Morgen. Ich eile an Gärten und Villen vorbei, links von mir der liebreizende Laggo Maggiore.

Grünende Bergkuppen, grünende Inseln, hier und dort weiße Häuser, spitze Kirchtürme und Fenster, die im Golde der aufgehenden Sonne erglänzen. Und um die Inseln, zwischen den Bergen, der See, der wie ein umgeworfener Himmel aussieht ... Abendstille. Eingezwängt von Bergriesen, ruht der Comosee. Finstere Schatten legen sich aufs Wasser, das leise plätschert und murmelt ... Rasselnd wird die Tür aufgemacht und meine zwei Gendarmen glotzen mich verdutzt an, da ich wie geistesabwesend dastehe. Ich ergreife mein Bündel und folge ihnen, immer noch traumverloren. Ich passiere eine Scheune mit aufgespeichertem Brennholz, dann ein Loch, in dem etliche Gendarmen hocken — nun befinde ich mich im Vorraum. Zwei Gendarmen pflanzen sich vor mir auf und fressen mich mit den Augen, indessen ich mich entkleide — keine meiner Bewegungen darf ihnen entgehen. Ich trete in das Badezimmer ein, dessen Luft grau ist vom Dampf. Am Boden hocken, wie die Wilden, zwei Gendarmen — hier selbstverständlich nicht mehr in Uniform. Die vier Augen der Polizei folgen mir überall. Die graue feuchte Luft, die nassen, schmutzigen, schwarzaussehenden Wände (Dampfniederschlag) und die Anthropomorphen am Boden — das alles bewirkte in mir einen beinahe physischen Ekel.

Was ein Dampfbad ist, das kann man heutzutage in Westeuropa, das zu Ende des 19. Jahrhunderts angefangen hat, den seit dem Mittelalter sorgfältig aufgespeicherten Schmutz abzuwaschen, in jeder Großstadt erfahren. Anders freilich das russische Dampfbad. Der Witz liegt in der Art der Dampferzeugung. Auf dem Lande geschieht das auch jetzt noch auf die Weise, daß man auf einen glühend erhitzten Stein Wasser gießt, das rasch verdampft. Hier in der Peter Paulsfestung ist der Stein durch einen eisernen Rost ersetzt, der in einem mächtigen Ofen untergebracht ist. Also man liegt auf einer Pritsche, ungefähr um Zweidrittel Höhe des Zimmers. In den Ofen wird ein Zuber Wasser hineingestürzt. Im Nu steigt oben eine mächtige Dampfsäule auf, breitet sich über den Plafond aus und beginnt sich auf die Pritsche niederzusenken. Sofort bekommt man das Gefühl, als wenn man mit feinen Stecknadeln am ganzen Körper gestochen wird. Nun kömmt eine Flut von Brennesseln. Und jetzt ist es richtiges Feuer. Jede Bewegung durch die Luft ist wie durch glühende Kohlen. Man atmet brühend heiße Luft ... Hat man das durchgemacht, so begreift man, wie es einer Frankfurter Wurst zumute ist, wenn sie in den Apparat kommt!

27. Mai 1906.

Ich lese die Taten des edlen Ritters Don Quichotte von der Mancha — ein Buch, das im Gefängnis geschrieben wurde. Beneidenswerter Cervantes! Du hattest Papier genug, um ein dickes Buch zu schreiben und brauchtest es nicht zu verstecken! Indessen ich muß mit jedem Papierfetzen geizen und mich in Miniaturschrift üben, daß mir die Augen wehtun!

3. Juni 1906.

Heureka! Ich erfand ein Verfahren, mir Schreibpapier zu verschaffen. Ich kann es jetzt haben, soviel ich nur brauche und zwar von der verschiedensten Sorte, bis zur Feinheit des überseeischen Postpapiers. Ich kann auch mein Papier verschiedenartig färben, und schreibe jetzt zum Beispiel auf einem Seidenpapier, das im zartesten Gold leuchtet. Es ist auch eine kolossal einfache Sache, aber in den Grenzen meiner Welt eine epochemachende Erfindung. Sie gibt meiner geistigen Produktivität keinen geringeren Anstoß, als seinerzeit in der großen Welt die wirkliche Papiererfindung der Kulturentwicklung.

Doch bleiben mir bei alledem noch immer die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Die erste Schwierigkeit ist: Schreiben, ohne bemerkt zu werden. Die zweite: Das Geschriebene zu verstecken und aufzubewahren. Die dritte Schwierigkeit aber ist die schlimmste. Wie soll ich es so einrichten, daß man mir das Manuskript nicht wegnimmt beim Verlassen des Gefängnisses? Es ist Regel in der Festung, daß selbst Bücher, die den Inhaftierten gehören, ihnen bei ihrer Befreiung nicht ausgeliefert werden. Und da ich Gefängniskleider trage, so werde ich mich, wie damals, als ich zum erstenmal in meine Zelle trat, wieder im Beisein der zwei Spürhunde umkleiden müssen. Nackt trittst du hier ein und nackt verläßt du dieses Haus! Allerdings habe ich es mir von vornherein zurechtgelegt, wie ich aller Schikanen Herr werde. Ich glaube, es wird mir gelingen. Wenn aber doch nicht? Was dann? Wenn ich monatelang meine innersten Gedanken und Empfindungen hier niedergelegt und mich durch alle Schlingen durchgewunden und es vor tausend Zufälligkeiten errettet habe, die schlimmer sind, als alle Schliche und Kniffe meiner schlauen Wächter — und dann, in den letzten Stunden, wo nach einem Augenblicke alle Gefahr vorbei sein würde, da legt so ein kalter

Schuft mir seine haarige Hand darauf: „Gestatten Sie, daß ich nachsehe“ — und entzieht es mir grinsend . . .

Eher lasse ich mich zu Tode treten, als ich das Manuskript ausliefere.

Indessen führe ich den Kampf weiter um die Anerkennung meiner Rechte der literarischen Beschäftigung. Wird mir das zugestanden, so bekomme ich meine Manuskripte frei. Denn diese ganze Schikanerie ist die reinste Willkür, geschieht wider Recht und Gesetze.

* * *

Es regnet. Ich bin beschaulich, aber gar nicht behaglich gestimmt. Ich muß daran denken, daß draußen alles voller Tätigkeit ist. Sicher erscheint wieder eine Arbeiterzeitung. Wie gestaltet sich die Tätigkeit der Sozialisten in der Reichsduma? Gelang es, eine einheitliche Fraktion zustande zu bringen? Wie ist das Verhalten der Regierung und was geschieht in der Bodenfrage? Kämpfe werden ausgefochten, innere Kämpfe und der große Kampf nach außen, und ich liege da, wie ein abgehacktes Glied! Mir ist gar nicht wohl zumute.

Wenn ich doch nur wüßte, wann das endet! Ganz egal, wie lang das dauern mag, wenn es nur ein bestimmtes Ende, ein Ziel hat. Aber nichts — rein gar nichts! Wie der Fuchs auf der Eisscholle von der Flut ins Uferlose fortgetragen . . .

4. Juni 1906.

Jeden Morgen, nachdem ich geläutet habe, bekomme ich mein Handtuch ausgeliefert. Punkt acht Uhr wird mir das Frühstück gereicht. Statt des einen Pfund Schwarzbrot, das zur Ration gehört, lasse ich mir zwei Semmeln geben. Ich zahle zwar drei Kopeken drauf, erspare mir aber mindestens für drei Rubel Magendruck. Heute um sieben Uhr früh, wie ich mir das Tuch geben ließ, reichten mir die Gendarmen zwei Stück Schwarzbrot. Ich dachte, das wäre ein Irrtum und erklärte: „Ich bekomme Weißbrot“. Der Wärter schien etwas antworten zu wollen, doch nahm er schließlich das Brot schweigend zurück. Es wurde acht und ein viertel auf neun — das Frühstück wurde nicht gebracht. Das war mir, bei der peinlichen Genauigkeit, die man hier sonst beobachtet, auffallend. Es schlug drei viertel auf der Turmuhr, als die Lade meiner Tür aufgeklappt und mir mein Tee hineingeschoben wurde. Aber ohne Semmeln. Die Semmeln — hieß es — seien noch nicht da.

Diese kleine Störung des Betriebes brachte mich auf die seltsamsten Gedanken. Ich stellte folgende Betrachtung an: Die Festung hat sicher eine eigene Großbäckerei. Da aber die Garnison nur Schwarzbrot gebraucht, so werden wohl die Semmeln aus einer Privatbäckerei bezogen. Ja, das muß wohl so sein, da die Semmeln morgens früh ankommen und es doch keinen Sinn hat — für höchstens etliche Dutzend Semmeln Nachtbetrieb in der Bäckerei einzurichten. Eine Privatbäckerei wird aber unmöglich ihre Kunden ohne Semmeln lassen, sie wird sich schon irgendwie zu helfen wissen. Oder denn, die einzige Möglichkeit — es wird *gestreikt*. Dann aber — aber erst muß ich doch sehen, ob ich wirklich keine Semmeln bekomme!

Um halb zehn wurden mir meine Semmeln gereicht, aber — welche Freude! — sie waren *von gestern*. Also wurde nachts nicht gebacken! Und deshalb wußte man schon um sieben Uhr früh, daß es heute keine frischen Semmeln geben wird und reichte mir das Schwarzbrot . . . .

Mein Schreiben wurde durch einen gellenden Schrei unterbrochen. Erst konnte ich es nicht fassen. Es schien von außen zu kommen. Eine helle, schluchzende Frauenstimme. Dann schoß es mir durch den Kopf: es ist jemand von meinen Genossen. Ich lief zur Tür und läutete. Zugleich begann es von allen Seiten zu läuten. Wir pochten an die Türen aus allen Kräften. Da wurde meine Türlade aufgemacht. — Ich sah die verstörten Gesichter der Gendarmen. „Was geschieht da?“ fragte ich. „Sie weint“, war die Antwort. „Wer?“ — „Da, über drei Nummern von hier.“ „Weshalb weint sie?“ — „Saskutschala dolschno bit“ — was in deutscher Übersetzung etwa heißen würde: die Sehnsucht wird sie wohl ergriffen haben. Ich frug weiter, um vielleicht zu erraten, wer das war. „Ist sie jung?“ — „Nein, nicht mehr ganz.“ — Und die Türlade wurde wieder zugemacht. Ich legte mein Ohr an den Türschlitz, durch den wir gewöhnlich beobachtet wurden und horchte gespannt. Es war hysterisches Schluchzen und hastiges Klagen, das ich nicht entwirren konnte. Einmal glaubte ich zu hören: „Ich gehe nicht spazieren.“ Da erinnerte ich mich, schon früher zufällig erfahren zu haben, daß Nr. 52 — das wäre gerade über drei Nummern von mir — niemals spazieren geht. Ich horchte und horchte. Was auch die Veranlassung des hysterischen Anfalls gewesen sein mag — die Frage war jetzt, ob man meine Genossin gewähren läßt, bis sie sich beruhigt, oder womöglich noch straft, in den Dunkelarrest bringt oder sonst mit ihr brutal verfährt. — Noch lange hörte ich sie schluchzen. Sie ließ etwas nach, dann erhob sie wieder die Stimme; dann kam

es wieder leiser und allmählich schien sie sich zu beruhigen. Noch jetzt glaube ich ab und zu ihre Stimme durch die Luke meines Fensters zu hören. Doch bin ich dessen nicht ganz sicher. Denn ich habe seitdem Sinnestäuschungen und jeder Pfiff draußen, das Girren der Tauben, erscheint mir wie eine weinende Frauenstimme.

Also gibt es unter den hier Eingeschlossenen auch Frauen. Wer bist du, kranke Freundin? Wie lange bist du schon hier eingemauert? Siehst du noch eine Hoffnung in der Ferne? Oder ist für dich alles abgeschlossen und dein banges Herz krampft sich zusammen vor der grauen Öde der Jahre, die dir bevorstehen? Vielleicht aber auch ist es nicht das, und es ist bloß die große Sehnsucht nach Menschen und nach Tätigkeit, die dir den Atem benimmt, so daß du aufschreien mußt? Keine Antwort. Es ist wieder alles still . . . . . .

Nun wollen wir uns wieder unseren früheren Betrachtungen zuwenden, das ist den Seifenblasen einer höchst subjektiven Logik, die ich sorgsam aufsteigen lasse, um auf ihnen in den Himmel meiner Hoffnungen zu gelangen. Also, die Festungsverwaltung wußte, daß in der Bäckerei, die ihr die Semmeln liefert, heute nacht nicht gebacken wurde, sie traf Vorsorge, um sich Semmeln anderweitig zu beschaffen; konnte aber nur solche von gestern bekommen. Dies würde beweisen, daß der Bäckerstreik mehr oder weniger allgemein ist. Dann aber ist es sicher, wie die Dinge jetzt in Rußland stehen, kein einfacher Bäckerstreik, sondern ein allgemeiner politischer Streik, der gleich mit einem Bäckerstreik einsetzt, was einen sehr schönen Anfang bedeutet. Überlegen wir es uns weiter. Gestern war Sonnabend — also Zahltag, und zwar Zahltag gleich nach Monatsschluß — insofern ein durchaus gut gewählter Augenblick zum Beginn eines Massenstreiks. Soweit — meine Logik. Nun wollen wir es morgen nachprüfen. Zunächst — um sechs und um sieben Uhr früh — höre ich die Dampfpfeifen der Fabriken. Also aufpassen, ob morgen die Pfeifen schweigen. Und dann wollen wir sehen, ob ich morgen frische Semmeln bekomme.

Ich frug wieder die Gendarmen nach der Kranken. „Gott sei Dank, sie hat sich beruhigt“, sagten sie. Ich frug, ob sie schon lange hier sei. „Das dürfen wir nicht sagen“, äußerte der eine; der andere sagte: „Schon lange.“ Ich frug: „Wieviel Monate?“ Keine Antwort. Ich erkundigte mich nach ihrer Haarfarbe. Achselzucken und keine Antwort. „So seid doch Menschen“, sagte ich, „es ist vielleicht eine Bekannte von mir.“ — „Wir dürfen nicht“, war die Antwort. Ich erfuhr nur noch, daß der Arzt bei ihr war und daß sie sich wirklich beruhigte.

5. Juni 1906.

Ich hörte die Fabrikpfeifen — um fünf, um sechs, um sieben Uhr —, das wollte gar kein Ende nehmen. Aber mein Frühstück bekam ich um halb neun Uhr erst und die Semmeln waren erfreulich hart und zäh — zweifellos von vorgestern. Wird nun gestreikt oder nicht? Die Fabrikpfiffe beweisen noch keineswegs das Gegenteil. Allerdings, blieben die Fabriken still, so wäre das ein untrüglicher Beweis, daß gestreikt wird. Aber auch im Falle eines Streiks blieben noch immer Angestellte und Werkmeister in der Fabrik. Der Dampf wurde sicher aus den Kesseln nicht ausgelassen, weil man ja sonst, bei Abschluß des Streiks, nicht könnte sofort die Arbeit wieder aufnehmen — und so wird halt gepfiffen, weil es nun einmal so eingeführt ist und in der Hoffnung, daß vielleicht doch Arbeiter sich einstellen werden.

Nun wird wieder gepfiffen und getutet, obwohl es gar nicht an der Zeit ist. Langgedehnte Töne, die sich hilflos in der Unendlichkeit verlieren. Die Fabrik stöhnt. Sie seufzt nach ihren Arbeitern. Die eiserne Maschinerie verlangt nach dem Menschenmaterial, dessen Nerven sie in Stoffe oder sonstiges Zeug zu verarbeiten hat.

Ich frug meine Cerberuse — die übrigens seit gestern etwas zugänglicher sind, Mitleid adelt — weshalb es den zweiten Tag schon keine frischen Semmeln gibt? „Nein, wirklich?“ war die Antwort, als wenn sie von nichts wüßten. „Die Semmeln werden doch nicht hier gebacken, sondern aus der Stadt gebracht?“ setzte ich wieder ein. „Jawohl, jeden Morgen werden sie gebracht.“ — „Dann wird wohl gestreikt?“ drängte ich. „Wir wissen nichts.“ ...

Die Fabriken pfeifen heute den ganzen Tag über. Das macht mich doch zweifelnd. Sonntags, wenn wirklich nicht gearbeitet wird, ist alles still. Der morgige Tag wird mir die Gewißheit bringen. Bekomme ich dann noch keine frischen Semmeln, dann ist es unbedingt ein Streik.

Heute hörte ich wieder unsere Kranke. Sie wimmerte erst und schluchzte dann auf. Doch diesmal ging es schnell vorbei. Sie ist übrigens nicht auf Nummer 52, sondern auf Nummer 54, und hat — schwarze Haare. Ich vermute, es ist die Sekretärin des Arbeiterdelegiertenrates, die — mit den übrigen — am 3. Dezember verhaftet wurde. Sie war so genau und aufmerksam und hatte stets ein munteres und arbeitsfreudiges Gesicht. Man muß jene überfüllten, aufgeregten Versammlungen, die oft bis 3 Uhr früh dauerten, mitgemacht haben, um zu begreifen, welche

geistige Elastizität und Selbstbeherrschung dazu gehörten, um ihren Verlauf zu verfolgen und schriftlich wiederzugeben. Sollte sie es wirklich sein?

Ich bekam heute ein Schriftstück vom Polizeidepartement. Es hieß darin, mein Gesuch, mir eine Unterredung mit meinem Verleger zu gestatten, sei abschlägig beschieden, da ich die Möglichkeit besitze, meine Angelegenheiten mit dem Verleger schriftlich zu erledigen. Notabene: Die Antwort war nicht an mich persönlich gerichtet, sondern an „Seine hohe Exzellenz“ den Kommandanten der Festung, er möge es mir mitteilen. Also nicht mehr persönlich im Rechtsverkehr mit den Behörden, sondern ich bin nur noch der Gefangene des Kommandanten. Dabei bin ich kein Galeerensträfling, sondern blos Untersuchungsgefangener in Rußland, das ja auch seit einiger Zeit, zu den parlamentarischen Staaten gehört.

Was nun das Schreiben des Polizeidepartements anbetrifft, so enthält es vielmehr, als sein einfacher Inhalt vermuten läßt. Mein Gesuch ging in den ersten Tagen des Mai ab. Am fünfzehnten Mai hatte ich, laut Vertrag, das Manuskript zu liefern. Mein Gesuch war also dringend. Außerdem, da es sich um die Herausgabe meiner gesammelten Werke handelte, enthielt der Vertrag ziemlich weitgehende und mannigfaltige Verpflichtungen für beide Teile. Das alles, unter Angabe der nötigen Details, berichtete ich dem Polizeidepartement. Dieses jedoch rührte sich nicht. Sodann weiß ich bestimmt, daß das Polizeidepartement bis jetzt von allen meinen zahlreichen Briefen, Geschäftsbriefen und in Familienangelegenheiten, nicht einen einzigen abgeliefert hat. Es antwortete auch auf meine sonstigen Gesuche seit anderthalb Monaten nicht. Ich hatte den Eindruck, als wenn meine Stimme sich in der Wüste verlöre. Nun auf einmal bekomme ich Bescheid und zwar enthält ja die abschlägige Antwort auch eine Zustimmung, nämlich die, meine Korrespondenz mit dem Verleger zu vermitteln. Was bedeutet das? Ich habe bereits die Wahrnehmung gemacht, daß das Polizeidepartement sich nur dann rührt, wenn draußen ein für uns günstigerer Wind weht. So bekam ich den ersten Brief von meiner Freundin am 25. April zugestellt — am 27. aber war die Eröffnung der Reichsduma und man damals allgemein die Amnestie erwartete. Dann, nachdem ich schon wieder jede Hoffnung auf eine Verbindung mit der Außenwelt verloren hatte, brachte man mir am 14. Mai wieder einen Brief, aus dem ich erfuhr, daß an mich Dutzende von Briefen abgingen, aber auch, daß man ganz bestimmt am 14. Mai unsere Freilassung erwartet. Es war freilich wieder nichts. Und

jetzt meldete sich das Polizeidepartement abermals. Was geht vor? Wenn die Kerle mir doch wenigstens einen Brief meiner Freundin herausgeben würden — das wäre an und für sich eine angenehme Überraschung.

6. Juni 1906.

Es wird gestreikt! Die Semmeln waren heute wie aus gebranntem Kalk, mit einer Conglasur. Fehlt es aber hier an Semmeln, so gibt es in der Stadt kein Brot. Und so ist es denn ein politischer Massenstreik. Weshalb sind aber die Fabriken noch immer nicht still? Arbeitet ein Teil? Braucht der Streik noch immer Zeit, sich auszudehnen? . . . . . .

7. Juni 1906.

Die Semmeln waren heute nicht anders wie gestern. Allein die Fabriken wollen noch immer nicht verstummen. Ich weiß nicht, woran ich bin.

8. Juni 1906.

Es wird gestreikt! Heute früh — keine Semmeln. Ich drängte, weshalb. Der Bäcker — hieß es — hätte keine gebracht. — „Also wird gestreikt?“ Achselzucken und — „es geschieht nichts Besonderes.“ Um zehn Uhr wurde ich gefragt, ob man mir nicht Weißbrot bringen soll, denn Semmeln wird es keine geben. Ich bejahte und bekam Weißbrot, das noch warm war. „Das wurde hier gebacken?“ meinte ich. „Nein, hier wird nur Schwarzbrot gebacken; dieses kommt vom Bäcker.“ Daraus ergibt sich: um den dringenden Festungsbedarf zu decken, hat der Bäcker vielleicht selbst oder mit Hilfe etlicher Streikbrecher etwas Weißbrot gebacken — Semmeln bekommt er keine, denn seine Arbeiter streiken. Ich ließ den Gefängnisinspektor zu mir kommen. Ich habe mir schon längst einen Wunschzettel zusammengestellt. Und so unter anderem frug ich, weshalb es keine Semmeln mehr gibt. — „Der Bäcker liefert keine.“ — „Also wird gestreikt?“ — Als Antwort — beredtes Schweigen. Denn, gäbe es keinen Streik, weshalb sollte er es nicht unumwunden sagen? Es wird gestreikt! Dabei pfeifen jede Stunde die Fabriken. Das scheint so hin und her zu wogen — zwischen Arbeiten und die Arbeit ruhen lassen.

Ich richtete heute an das Polizeidepartement folgendes Schreiben:

„Ich will dahingestellt sein lassen, inwiefern es im Interesse des gegen mich eingeleiteten Strafprozesses wirklich notwendig war, mir eine geschäftliche Unterredung mit dem Verlagsbuchhändler G. zu verweigern, und benutze Ihren Hinweis, um mich an ihn schriftlich zu wenden. Ich lege demnach diesem Schreiben einen Brief an den Verleger bei. Da jedoch das Polizeidepartement keinen einzigen meiner Briefe, die sämtlich, gemäß Artikel 232 der Bestimmungen über Personen, die sich in Haft befinden, sich ausschließlich auf mein Vermögen und meine Person bezogen, an den Adressaten auslieferte, so mache ich auf diesen Umstand das nämliche Polizeidepartement aufmerksam. Außerdem bringe ich in Erinnerung mein Gesuch, dem Verleger G. die ihm gehörigen Übersetzungen meiner Broschüren auszuliefern.“

Diese Übersetzungen wurden nämlich gerade am Tage vor der Verhaftung vom Verleger mir zur Durchsicht übergeben. Der Polizeihauptmann nahm sie mit und der Staatsanwalt behielt sie, trotzdem sie in gar keinem Zusammenhang mit dem Prozeß standen, nicht von mir herrührten und Eigentum des unbeteiligten Dritten, des Verlegers waren, auch nichts Strafbares enthielten.

Am 8. Juli war die letzte Aufzeichnung in meinem Tagebuch. Ich wurde aber erst am 10. Juli aus der Festung entlassen. Der 9. Juli verging in sehr trüber Stimmung. Daß gestreikt wurde, das war sicher, — dennoch pfiffen die Fabriken. War es ein partieller, oder war es ein mißlungener Streik? Ich nahm mich in acht, um nicht, wie am 27. April, wieder zu horchen und mich Halluzinationen zu ergeben. Entsprechend der sehr wenig erhebenden Stimmungen waren auch meine Gedanken. „Wer die Wahrheit sucht“, so dachte ich mir, „der muß sein wie der Fischer und der Jäger: er muß seine Netze nach ihr auswerfen, er muß sie zu ködern suchen, er muß ihr im Busch auflauern, mit der Flinte im Arm, den Hahn gespannt, er muß ihr durch den Wald und über den Berg folgen, und wenn sie sich zeigt, sofort zugreifen — sonst entwischt sie ihm.“ Zum Schreiben hatte ich keine Lust. Auch die Bücher fesselten mich nicht. Meistens machte ich mit gemessenen Schritten Runden in meiner Zelle.

Am 10. Juli — die gleiche Stimmung. Von der Kranken vernahm ich nichts. Alles ruhig und still.

Als ich nun aber nachmittags vor meinem Tische saß und mit einer sehr kunstvollen Fabrikation beschäftigt war, die meine Aufmerksamkeit ganz in Anspruch nahm, wurde die Tür, ohne daß ich es bemerkt hätte, aufgemacht und in meiner Zelle erschien der aufsichtsführende Offizier. Er sah mich verwundert an.

„Da", sagte ich möglichst harmlos, „ich fabriziere mir ein Lineal."

„Das darf nicht sein", versetzte er brüsk, und dann, plötzlich einen anderen Ton anschlagend: „übrigens bin ich gekommen, Ihnen zu sagen, daß Sie nach dem Untersuchungsgefängnis abgeführt werden. Ihre Sachen werden Ihnen sofort gebracht werden."

Was war das? Die Freiheit war es nicht, und doch eine große Wendung zum Besseren. Was war vorgegangen? Gab es einen politischen Streik? Mußte die Regierung sich zurückziehen? Was erwartet mich auf der Straße? Was werde ich erfahren? Ob ich nicht gleich mit Freund Trotzky und den anderen zusammentreffen werde? Das alles schoß mir blitzschnell durch den Kopf. Denn vor allem mußte ich ja daran denken, meine Skripturen zu bergen — jetzt kam der entscheidende Moment.

In einigen Minuten wurden meine Koffer und meine Kleidung hereingetragen. Ich kleidete mich an und stand da — kein Sträfling mehr, sondern eine „Zivilperson", wie alle Bürger auf der Straße. Ich packte meine Sachen zusammen. Und — meine Manuskripte waren geborgen, gerade in der Weise, wie ich mir vorgenommen hatte. Es waren über hunderttausend Buchstaben, die ich aus der Festung mitnahm.

Während der ganzen Prozedur standen die Gendarmen da und gafften. Der Gendarmerieälteste stürzte sofort, wie er hereinkam, zu meinem Heft hin, um es mir zu entziehen. Es war nicht viel darin, aber immerhin: Bücherauszüge, Konzepte, Literaturnachweise. Vor allem aber wollte ich aus Prinzip mir nicht gefallen lassen, daß das Heft mir verloren geht.

„Gemach!" erklärte ich dem Gendarmen, „das Heft mit allem, was ich in ihm niedergeschrieben habe, ist mein Privateigentum. Ich weiß, Sie haben Befehl vom Kommandanten, mir das Heft zu entziehen, und müssen diesem Befehl Folge leisten. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich gegen den Kommandanten gerichtlich vorgehen werde. Also, daß mir das Heft nicht verloren geht! Berücksichtigen Sie es selbst und sagen Sie es dem Kommandanten, daß er sich ja nicht erlaubt, das Heft zu vernichten bevor die gerichtliche Entscheidung in dieser Sache gefällt ist.

Es möge hier schon eingeschaltet werden, daß ich später im Untersuchungsgefängnis, um den Prozeß einzuleiten, den Kommandanten schriftlich in aller Form unter Androhung gerichtlicher Verfolgung aufgefordert habe, das Heft zurückzugeben, und von ihm die Antwort erhielt, „das Heft werde mir zurückgegeben werden", was denn auch nach einiger Zeit geschah.

Wieder ging ich durch die mir schon bekannten Korridore. Im Flur fand ich wieder einen Haufen Soldaten. Aber sie kamen mir kleiner vor und hatten gutmütige Gesichter. Sie sahen mich erstaunt und voll Mitleid an. Es war nicht mehr das Garderegiment von früher, sondern gewöhnliche Infanterie.

Von meinen Freunden traf ich niemand. Trotzky wurde schon einige Tage vorher, Deutsch einen Tag früher abgeführt. Desgleichen wurde auch Chrustaleff, der bekannte erste Vorsitzende des Arbeiterdelegiertenrats, nach dem Untersuchungsgefängnis versetzt. Das spielte sich so still und verschwiegen ab, daß keiner etwas von dem andern erfuhr, und ich hätte es wohl auch niemals erfahren, wäre ich in der Festung geblieben.

Ein Gendarmerieoffizier und zwei gemeine Gendarmen begleiteten mich in der bekannten Kutsche nach dem Untersuchungsgefängnis.

Ein sonniger Tag lachte mir entgegen. Das Leben der Stadt rollte, stampfte, huschte, lärmte an mir vorbei. Die Newa, die noch eine Eisdecke trug, auf der in langer Reihe sich Fuhrwerke bewegten, als ich sie verließ, flutete jetzt majestätisch dahin, und kleine, zischende Dampfkutter durchschnitten sie hurtig die Kreuz und Quer. Ich sah in die Gesichter der Passanten, fand aber den gehobenen, durchgeistigten Ausdruck, wie in den Oktobertagen, nicht mehr. Es war das gewöhnliche Treiben der Geschäftsleute, Beamten, Müßiggänger. Die Straße trug es offen zur Schau, daß, in diesem Augenblick wenigstens, alles seinen gewohnten Schlendrian gehe.

Ich erfuhr später, daß es in jenen Tagen keinen politischen Streik gab, wohl aber einen allgemeinen Bäckerstreik, der noch andauerte, als ich die Festung verließ, und mit einem großen Sieg der Arbeiter endete. Ich tat mir später nicht wenig darauf zugute, daß ich diesen Streik in der Einsamkeit meiner weltabgeschlossenen Zelle ermittelt habe.

Das Leben berauschte mich und blieb mir noch immer fremd. Ich glaube, wenn jemand vom Mars sich auf unserem Planeten niedergelassen hätte, so würde er sich so ungefähr das Treiben um ihn herum betrachtet haben.

Am nächsten Morgen, im Untersuchungsgefängnis, kletterte ich auf das Fenster und sah in den Hof hinunter. Im Gewimmel von „Politischen", die sich dort — es war die erste Ablösung des gemeinsamen Spaziergangs — bewegten, bemerkte ich bald meinen Freund Deutsch.

„Ha, alter Umstürzler! Deutsch!" rief ich mit aller Macht zum Fenster heraus.

Er wandte seinen Kopf mit den bebrillten Augen und dem mächtigen Vollbart nach oben, sah mich und grüßte. So wurde ich der großen Einsamkeit entzogen!

Meine Verteidigungsrede!

Geschrieben in der Peter Paulsfestung.*

*Die Rede wurde nicht gehalten, da der Prozeß aufgehoben wurde, was jedoch die Regierung nicht hinderte, die fünf Hauptangeklagten nach Turuchank, im äußersten Norden des Gouvernements Jenisseisk in Sibirien, zu verbannen. Drei von diesen Verbannten, Deutsch, Peskin und mir, gelang es, zu entkommen.

Zuerst im Druck erschien diese Rede in russischer Sprache, und zwar, als ich noch in Sibirien war; sie wurde konfisziert. Der Prozeß steht bevor.

Meine Herren Richter!

Die Regierungsform, die durch Artikel 101 des neuen Strafgesetzbuches vom Jahre 1903 geschützt wird, der die Angeklagten mit Zuchthaus bedroht — diese Regierungsform existierte nicht mehr im Dezember 1905, als der Deputiertenrat der Petersburger Arbeiter, nach der Ansicht der Anklage, sie hat „gewaltsam angreifen“ wollen. Diese Regierungsform war damals bereits umgestürzt und brauchte nicht zum zweitenmal umgestürzt zu werden. Die Losung des Deputiertenrats der Petersburger Arbeiter war — das beweist das von ihm bei Eröffnung des Dezemberstreiks herausgegebene Manifest — die konstituierende Versammlung.

Die alte Regierungsform, meine Herren Richter, wurde umgestürzt durch jene Volksbewegung, die unter dem Namen des politischen Generalstreiks vom Dezember 1905 bekannt geworden ist.

Das war eine revolutionäre Handlung. Wenn angenommen wird, daß der Oktoberstreik den Artikel 101 des Strafgesetzbuches nicht verletzt habe, so muß man das auch für den Dezemberstreik gelten lassen.

Im Interesse der geschichtlichen Wahrheit, die wichtig ist für die zukünftigen Geschlechter und für andere Länder, die vielleicht, wenn auch unter veränderten Verhältnissen unseren Kampf werden wiederholen müssen, wie denn auch wir unter den besonderen Bedingungen unserer Heimat den Kampf wiederholt haben, welchen in anderen Jahrhunderten andere Völker geführt haben, erkläre ich: der Umsturz ist zustande gekommen nicht auf dem Wege der Gewalt. Die Gewalt war auf der Seite der Regierung, nicht auf der Seite des Volkes. So war es aber immer, so ist die Geschichte aller Revolutionen, der Großen Französischen Revolution vom Jahre 1789 nicht minder, als der 48er Revolution und aller anderen: das Volk siegt nicht dadurch, daß es mordet, sondern daß es in den Tod geht für die Freiheit.

Die Regierung irgend eines Landes kann mit Hilfe der Waffengewalt, selbst im Interesse irgend einer kleinen Clique von Ausbeutern, das Volk zum Gehorsam zwingen — aber, wenn in dem Volke der Entschluß reift, lieber zu sterben, als sich der Gewalt

zu fügen, so muß die Regierung, und wenn selbst an ihrer Spitze der abgefeimteste Schurke, ein böser und stumpfsinniger Narr stünde, früher oder später beigeben.

Meine Herren Richter! Wenn Sie bestimmen wollen, was das zweite Exekutivkomitee des Deputiertenrats der Petersburger Arbeiter erstrebt hatte — das müssen Sie aber tun, weil Sie anders über seine Handlungen nicht urteilen können — so müssen Sie vor Allem bestimmen, welcher Art jenes revolutionäre Kampfesmittel war, auf das es in seinen revolutionären Handlungen baute. Und da behaupte ich, daß dies nicht die Bomben und Revolver waren — ich werde noch später darauf verweisen, auf welche Art Waffen auf dem Schauplatz erschienen waren und welche Bedeutung sie gehabt — sondern daß das Exekutivkomitee auf die Selbstaufopferung des Volkes baute, jene Kraft, die am 17. Oktober gesiegt hatte, die sich so herrlich am 9. Januar gezeigt hatte und unzähligemal vorher und nachher. Sie werden ferner die Dezemberereignisse und die Rolle, welche in ihnen der Deputiertenrat der Petersburger Arbeiter gespielt hat, jene Handlungen des Exekutivkomitees des Delegiertenrates, die es hierher auf die Anklagebank gebracht haben, nicht begreifen, wenn Sie sich nicht klare Rechenschaft verschaffen von den Oktoberereignissen, die ihnen vorangingen.

Ich will vor Ihnen nicht das Bild der Leiden aufrollen, die das Volk zu erdulden hatte. Die alte Staatsordnung, in der die politischen Ursachen jener Leiden wurzelten, gehört bereits der Geschichte an. Das Land betrat den Weg der Erneuerung. Die Aufmerksamkeit des Volkes ist nach vorwärts gerichtet. Die alte Staatsordnung — eben jene Regierungsform, die noch aus dem Grabe den vor Ihnen stehenden Angeklagten mit dem Artikel 101 des Strafgesetzbuches droht — diese alte Staatsordnung hat, nachdem sie das Land verwüstet, das Volk ausgemartert hatte, schließlich selbst die Grundlagen ihrer Macht untergraben. Sie fiel in den Wüsteneien der Mandschurei, in deren Schneebergen und Sümpfen sie die russische Armee begraben hat. Sie fiel bei Zusima, wo sie in den Fluten des Gelben Meeres die russische Flotte versenkt hatte. Sie bedeckte den Staat mit Schmach, beraubte ihn seines politischen Einflusses und machte das Land zum Schuldsklaven der ausländischen Banken. Dennoch glaubte die Regierung, in der alten Art herrschen zu können, die alte Regierungsform aufrechterhalten zu können. Je lauter die Stimme des Volkszorns war, mit desto größeren Gewalttaten antwortete die Regierung. Hier, meine Herren Richter, liegt die Wurzel des

Übels — nicht in dem gewalttätigen Angriff auf die Regierungsform, sondern darin, daß die Regierung mit Hilfe der Gewalt eine Regierungsform hat aufrechterhalten wollen, die zwar durch die Grundgesetze des russischen Reiches festgelegt ist, aber von der Geschichte zum Verschwinden verurteilt ist.

Die Bauern, deren Klagen die Regierung durch Jahrhunderte hindurch mit Peitschenhieben zum Schweigen gebracht hatte, die Intelligenz, deren Stimme sie an dem Galgen und in den Gefängnissen erstickt hatte, die Arbeiter, deren erwachenden politischen Verstand die Regierung durch Gewehrsalven zurückzuhalten bestrebt war, das ganze Volk erhob sich schließlich, verließ die Fabriken und Hütten, unterbrach alle Lebenstätigkeit des Landes und entschloß sich, lieber zu sterben als nur zu dem Zweck zu leben, um die Kassen der vaterländischen und ausländischen Banken zu füllen, den Schauplatz für die Willkür der Polizei und die Beutejagd der Tschinowniks abzugeben und der Glorifizierung von Generälen zu dienen, die sich im Kriege ruhmlos verhalten haben.

Die Regierung gab nach. Das Manifest vom 17. Oktober bedeutet die Kapitulation der alten Regierungsform. Seitdem besteht sie nicht mehr. Sie existiert nicht mehr als Staatsordnung, und nur noch die Gefängnisse und der Galgen sind von ihr geblieben, die Gendarmen und die Polizei und dieser Gerichtssaal, in dem wir auf der Anklagebank stehen.

Wie war nun die Sachlage nach dem 17. Oktober 1905? In die Grundlagen der neuen Regierungsform wurde die Reichsduma aufgenommen. Ihr wurde die hauptsächliche gesetzgeberische Macht übertragen. Ohne ihre Entscheidung durfte kein Gesetz erlassen werden, vor ihr vollzieht sich die öffentliche Rechenschaftsablegung über die Staatsverwaltung des Landes, von ihrer Entscheidung hängen alle Staatseinnahmen und Ausgaben ab. Aber diese Reichsduma ist nicht da, sie wird nicht einberufen und es bleibt unbekannt, wann sie einberufen werden wird, vielleicht — niemals! Die Regierung erklärte, daß sie selbst keine Gesetze erlassen werde und sie erläßt sie doch in der Form von provisorischen Maßnahmen. Die vollziehende Gewalt ist einem Ministerkabinet übertragen worden, aber zu gleicher Zeit finden Beratungen in Zarskoje Selo statt, und es ist für niemand ein Geheimnis, daß von hier aus die hauptsächlichen Regierungsverfügungen kommen. Witte, an der Spitze des Ministeriums, ausgerüstet mit formalen Vollmachten — aber Durnowo — der tatsächliche Beherrscher Rußlands. Eine Regierung, die sich in Fraktionen und einzelne aufgelöst hat, die im Geheimen gegen einander wühlen, öffentlich

gegen einander agitieren, Verordnungen in die Welt bringen, die sich gegenseitig widersprechen; eine unruhige, schwankende, zwiespältige Politik, voll Ungewißheit für die Gegenwart, voll Angst für die Zukunft und voll Bedauern für die Vergangenheit; eine kleine, aber mächtige Gruppe von Personen am Staatsruder, die jeden Augenblick bereit ist, mit Gewalt die neue Regierungsform anzugreifen, so weit sie durch das Manifest vom 17. Oktober bestimmt worden war.

Nach dem 17. Oktober 1905 gab es keine Regierungsart mehr, sondern nur noch die Unarten der Regierung.

Das Manifest vom 17. Oktober wurde in den allgemeinsten Ausdrücken gehalten. Aber selbst wenn es die größte Vollkommenheit an Klarheit und Genauigkeit gewesen wäre, und wenn jedes Wort von ihm in einem Granitfelsen ausgemeißelt worden wäre, so wäre es doch an und für sich nicht imstande gewesen, das Land zu beruhigen. Was nötig war, das war allen klar und der Regierung nicht minder als den anderen. Es war nötig, sofort eine solche Reichsduma einzuberufen, welcher das Volk sein Vertrauen entgegenbringen konnte. Aber die Regierung konnte sich nicht entschließen, ihr eigenes Manifest ins Leben zu rufen. Sie vertraute der Volksvertretung nicht, die einzuberufen sie verpflichtet war und verlangte zu gleicher Zeit für sich das Vertrauen des Volkes.

Das Haupt des Ministeriums, Graf Witte, verlangte persönliches Vertrauen. Er irrte sich in der Beurteilung seiner politischen Bedeutung. Er genoß das Vertrauen der Banksyndikate — das war durchaus nicht verwunderlich, denn sie verdienten Hunderte von Millionen an den russischen Staatsanleihen, als Witte Finanzminister war. Er besaß die Sympathien der Besitzer der russischen Staatsschuldscheine, denen jährlich dreihundert Millionen Rubel ausgezahlt werden, die vom Arbeitsschweiße des Volkes herrühren. Vor ihm verneigten sich die Industriellen und Fabrikanten, die von Regierungsaufträgen reich geworden waren. Aber gerade deshalb konnte er nicht das Vertrauen besitzen der Bauern und der Arbeitermassen, sowie der Intelligenz.

Aber der Hauptirrtum des Grafen Witte bestand in der Fragestellung selbst. Würde es sich einfach darum handeln, daß das Volk dem Selbstherrschertum nicht vertraute, so dürfte Witte sagen: „vertraut mir!“ dann dürfte er rechnen, auf diese Weise die Unruhen beizulegen. Aber das war nicht das Wesen der Revolution, sondern — daß das Volk die Notwendigkeit erkannt hatte, die ganze Staatsordnung umzugestalten. Diese Arbeit konnte nur

eine Volksvertretung ausführen unter der Bedingung voller Freiheit der Beratung der Staatsangelegenheiten und der Volksbedürfnisse durch das ganze Volk. Wie am 17. Oktober die Losung war: „fort mit dem Selbstherrschertum, hoch die politische Freiheit!“ — so wurde nach dem 17. Oktober zur Losung: „konstituierende Versammlung und gesetzliche Sicherstellung der Volksrechte!“ Das Volk vertraute niemand mehr, als nur sich selbst.

Vergessen Sie außerdem nicht, daß bei allen noch in frischer Erinnerung war das Manifest vom 6. August 1905.

Was war jenes Manifest, von dem seinerzeit erwartet wurde, daß es das Land vom politischen Alpdruck befreien wird, der auf ihm lastete? Es versprach eine Reichsduma nur dem Namen nach, aber ohne Inhalt. Ein Parlament — ohne parlamentarische Rechte. Ein Wahlrecht — ohne Wähler! Begreiflich deshalb, daß das Manifest vom 6. August die Katastrophe beschleunigte, statt ihr vorzubeugen, wie die Regierung es erhofft hatte. Das Manifest vom 6. August rief den Oktoberstreik hervor und stärkte das Mißtrauen des Volkes nach dem 17. Oktober.

Meine Herren Richter! Sie wissen, daß schon zur Zeit des Oktoberstreiks die Petersburger Arbeiter in allen Fabriken und Werken ihre Vertreter gewählt hatten und daß es diese, von mehr als zweimalhunderttausend Petersburger Arbeitern, auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts gewählten Delegierten waren, die den Delegiertenrat der Petersburger Arbeiter gebildet haben.

Dieser Delegiertenrat hat kein politisches Programm ausgearbeitet, aber er besaß eine klare politische Aufgabe. Diese Aufgabe war — *auf der Wacht der Revolution* zu stehen. Dies aber bedeutete wiederum: wachsam die Handlungen der Regierung und der politischen Parteien zu verfolgen und jeder Stärkung der Reaktion entgegenzuarbeiten, zu verhindern, daß das Volk betrogen werde; zu vermeiden, daß die revolutionäre Entschlossenheit der Millionen, welche die geschichtlichen Oktobertage ausgetragen haben, erlösche, und ihnen neue Millionen Kämpfer hinzuzufügen; alle Kräfte und Mittel anzuwenden, damit möglichst schnell auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts eine Volksvertretung des gesamten Landes zustande komme, zum Zweck, die Staatsordnung umzugestalten; schließlich — diese konstituierende Versammlung in ihrer Arbeit zu unterstützen. Das waren die allgemeinen Aufgaben des Delegiertenrates der Petersburger Arbeiter, die ihm durch die politische Lage des Landes gestellt wurden.

Damit zugleich hatte der Delegiertenrat der Arbeiter noch besondere Aufgaben, die ihm die besondere Klassenstellung der Arbeiter diktiert hatte.

Meine Herren Richter! Das ganze Land leidet unter dem politischen Druck, aber die Arbeiter haben außerdem den ökonomischen Druck zu ertragen. Deshalb ist den Arbeitern eine Klassenorganisation unbedingt notwendig. Gebt dem Arbeiter alle bürgerlichen Rechte, die nur überhaupt denkbar sind in der vollkommensten demokratischen Staatsordnung, aber stellt man diesen Arbeiter außerhalb des Zusammenhangs seiner Klasse, so wird er hilflos dastehen mit allen seinen Rechten und keinen besseren Gebrauch daraus zu machen wissen, als sie samt seiner Arbeitskraft zu Markte zu tragen und seinem Herrn zu verkaufen, so daß er Lohnsklave verbleiben und nur noch dazu der politische Sklave des Kapitalisten geworden sein würde. Das ist der Grund, weshalb die Arbeiter mit der gleichen unaufhaltsamen Triebkraft sich zu Klassenorganisationen vereinigen, wie die Ameisen im Ameisenhaufen, die Bienen im Bienenstock. So sehen Sie denn auch, meine Herren Richter, daß die Organisation von Arbeiterdelegiertenräten sich so sehr aus der Klassenlage der Arbeiter ergab, so sehr eine aktuelle Notwendigkeit war, daß binnen wenigen Wochen ganz Rußland, überall, wo es Fabriken oder Hüttenwerke gab, mit Arbeiterdelegiertenräten überdeckt wurde.

Das alles sieht die Anklage nicht. Sie kennt bloß die „Verbindung", das ist ein Häuflein Menschen, die, nach ihrer Meinung, sich vornahm, den Artikel 101 des Strafgesetzbuches zu verletzen. Aber dort, wo die Anklage den bösen Willen sucht, war in Wirklichkeit die politische Notwendigkeit. Und wo sie Schuldige erblickt, übersieht sie die geschichtliche Erscheinung. Das Wesentliche liegt nicht in den einzelnen Personen, sondern in jener gewaltigen Bewegung, deren Ausdruck sie waren, und der man noch niemals durch die Polizei und Strafgesetzartikel hat Einhalt tun können, wie man nicht mit Wasserkrügen den brausenden Strom, der das Land überschwemmt, hat ausschöpfen können.

Noch mehr bemerkenswert, als die Organisationen von Arbeiterdelegiertenräten an allen Orten, war jener Widerhall, den diese Delegiertenräte, und ganz besonders der Delegiertenrat der Petersburger Arbeiter in den Volksmassen gefunden haben.

Da es eine andere gewählte Volksvertretung nicht gab, die Reichsduma noch nicht einberufen worden war, so betrachtete das Volk die Arbeiterdelegiertenräte — es gesellten sich zu ihnen auch noch die anderen Arbeiterorganisationen, besonders die Verbände

der Eisenbahnangestellten und der Angestellten der Post und Telegraphen, währenddem die sozialdemokratische Partei, die Partei der Sozialisten-Revolutionäre und alle nationalen sozialistischen Organisationen sich unzertrennlich mit ihnen verbunden haben — so betrachtete das Volk diese Delegiertenräte als die einzige Volksvertretung. Bald vereinigte auch der Bund der Bauern seine Tätigkeit mit der Tätigkeit des Delegiertenrates der Petersburger Arbeiter. Und in dem gleichen Maße, wie die Befürchtungen und Unruhen des Volkes infolge der steigenden Reaktion der Regierung wuchsen, sammelten sich die Volksmassen um die Arbeiterdelegiertenräte. Folglich, wenn man die politischen Handlungen des Delegiertenrates der Petersburger Arbeiter für verbrecherisch erklären will, so wird man damit zugleich das ganze Volk unseres Vaterlandes ohne Unterschied der Nation, der Rasse und der Religion schuldig sprechen müssen, da das ganze Volk diese Handlungen unterstützt hatte.

Allerdings mit einer Ausnahme. Diese Ausnahme bildeten die Herren Fabrikanten, Hüttenbesitzer, ein Teil der adeligen Gutsherren und die reiche Kaufmannschaft.

Auch die industrielle Bourgeoisie nahm Anteil an der Oktoberbewegung. Sie wissen, meine Herren Richter, daß die Unternehmer den Arbeitern die Tage des Streiks bezahlt haben. An dem Oktoberaufstand nahmen sogar Personen von der Regierung teil. Die Berichte der ausländischen Korrespondenten über ihre Unterredungen mit dem Grafen Witte, haben in den Augen der ganzen Welt die Bedeutung der revolutionären Bewegung in Rußland gehoben, und ihre Energie im Lande selbst angefeuert.

Als Graf Witte sich öffentlich für den Übergang zu einer konstitutionellen Regierungsform aussprach, wußte er doch als Mitglied der Regierung offenbar sehr gut, daß diese Regierungsform in den Grundgesetzen des russischen Reiches nicht vorgesehen war, und als Staatsmann durfte er sich nicht verhehlen, daß er durch solche Erklärungen endgültig den Kredit des Selbstherrschertums untergräbt und die Revolution unterstützt. Daß aber die Mitteilungen der Zeitungskorrespondenten, die ja niemals auf vollständige Identizität der Einzelheiten und der Form Anspruch erheben können, im wesentlichen die Gedanken des Grafen Witte vollkommen richtig wiedergegeben haben, das, meine Herren Richter, kann ich Ihnen durch ein Dokument bestätigen, daß vom Grafen Witte selbst herrührt. In seinem alluntertänigsten Bericht an den Zaren über die Oktoberereignisse, hat Graf Witte selbst in gedrängter

Form das alles wiederholt, was er früher den Zeitungsreportern gesagt hat. Die eigenen Worte des Ministerpremiers lauten:

„Die Unruhen, welche die verschiedensten Schichten der russischen Gesellschaft erfaßt haben, dürfen nicht als die Folge partieller Unvollkommenheiten der staatlichen und sozialen Ordnung, oder als das Ergebnis der organisierten Handlungen der äußersten Parteien betrachtet werden. Die Wurzel dieser Unruhen liegen unzweifelhaft tiefer. Sie gründen — in dem gestörten Gleichgewicht zwischen den ideellen Bestrebungen der russischen denkenden Gesellschaft und den äußeren Formen ihres Lebens. Rußland hat die Form der bestehenden Ordnung überlebt. Es erstrebt eine Rechtsordnung auf der Grundlage der bürgerlichen Freiheit."

Meine Herren Richter! Diese Worte die nach der Publikation des Manifestes vom 17. Oktober als die offizielle Anerkennung der Revolution erschienen waren, sie mußten vor dem 17. Oktober, als die Zeitungen sie in verschiedener Weise, jedoch in einem und demselben Sinne wiedergaben, wie ein Aufruf zum revolutionären Kampfe wirken.

Die industrielle Bourgeoisie mit Witte an der Spitze kämpfte gegen das Selbstherrschertum.

Aber indem sie gegen die Regierungsform, die durch die Grundgesetze des russischen Reiches festgelegt ist und durch den Artikel 101 des Strafgesetzbuches verteidigt wird, gekämpft hatte, wollte die Kapitalistenklasse durchaus nicht eine Staatsordnung aufrichten, die in einer gleichmäßigen Volksvertretung gründete, sondern sie strebte dahin, die Allmacht der Bureaukratie durch ihre eigene Allmacht zu ersetzen, eine derartige Regierungsform zu schaffen, bei der die ganze Macht in den Händen der reichen Bourgeoisie und der Landaristokratie verblieben wäre.

Diese Herren konnten selbstverständlich nicht darauf rechnen, daß es ihnen gelingen werde, ihren verbrecherischen Plan mit Zustimmung des Volkes durchzuführen. Sie mußten gegen den Willen des Volkes arbeiten und Gewalt gebrauchen. So sehen wir denn, wie dieses kleine, aber nach seinem Reichtum und seinen Beziehungen zu den Regierungskreisen machtvolle Häuflein sofort nach dem 17. Oktober eine Verschwörung gegen die Volksfreiheit stiftete.

In derselben Zeit, da die Arbeiter sich in den Delegiertenräten organisierten und um sich die revolutionären Kräfte sammelten, besprachen sich die Vertreter der Kapitalistenklasse, die Industriellen, die Bankiers und die Großgrundbesitzer mit den

Vertretern der Reaktion in den Reihen der Regierung und erdachten mit ihnen zusammen den Plan der Konterrevolution.

Die Tätigkeit der Arbeiterdelegiertenräte war vor aller Augen. Aber die Beratungen der Führer der Reaktion fanden heimlich statt, und über ihre Pläne sickerten nur indirekt und zufällig Nachrichten in die Zeitungen durch. Wenn die Justiz jenen Forschungsgeist und jene Unmasse Arbeit, die sie während vieler Monate angewandt hatte, um den Anklageakt gegen den Delegiertenrat der Petersburger Arbeiter ins Werk zu setzen, darauf gerichtet hätte, zu erforschen, wie die Konterrevolution vorbereitet wurde, so würde sie — das wage ich zu behaupten — dort viel mehr Material zu einer Gerichtsuntersuchung vom strafgesetzlichen Standpunkte aus gefunden haben.

Die Gewalt spielte in den Plänen der Reaktion die Hauptrolle. Gewalt im rohesten und buchstäblichen Sinne dieses Wortes — im Sinne eines „Blutbades", das man dem Volke vorbereitete.

In erster Linie richtete sich der Haß der reaktionären Gruppe gegen die Arbeiterdelegiertenräte. Sie sah in ihnen die Hauptgefahr, weil sie die Hauptstütze der Revolution waren.

Die Reaktion blieb keinen Augenblick untätig. Noch trocknete die Druckfarbe nicht, mit der das Manifest vom 17. Oktober gedruckt war, als der Telegraph bereits über Metzeleien berichtete, die die organisierten Banden der schwarzen Hunderte ausführten.

Wer organisierte diese Banden von Räubern und Mördern? Ihre Tätigkeit war verbrecherisch — nicht nur auf Grund des Strafgesetzbuches vom Jahre 1903, sondern auf Grund der Strafgesetze aller Länder und Nationen. Wo bleibt die polizeiliche Ermittelung ihrer Tätigkeit? Wo bleibt die gerichtliche Untersuchung? Wo ist die Staatsanwaltschaft, um den Anklageakt zu verfassen, wo das Gericht, um über diese offenbaren und himmelschreienden Greueltaten zu urteilen? Für die Vergewaltiger und Scheusale, die von der reaktionären Clique bestochen und besoffen gemacht wurden, gibt es kein Gericht; für die Agitatoren einer satanischen Orgie der Bestialität, die in der dunkeln, in Armut und Sklaverei verrohten Menge alle tierischen Instinkte weckten, gibt es kein Gericht — aber jene anderen, bei denen auch Sie, meine Herren Richter, wie auch Ihr Urteil lauten mag, anerkennen müssen, daß sie ihre besten Kräfte zur Aufklärung des Volkes und zum Kampf für die Volksfreiheit verwandt haben, ihnen droht man mit Zuchthaus! Die Helden der Straßenüberfälle auf friedliche Einwohner, der zerstörten Häuser, der Plünderungen und Brandstiftungen, sie genießen jetzt, nachdem sie ihre scheußlichen

Taten vollbracht haben, ihre Ruhe, sie sind vielleicht hoch gestiegen, sie tragen vielleicht die Polizeiuniform, wenn sie sie nicht schon vorher getragen haben. Die Polizei kennt die Plünderer nicht, aber es ist bewiesen worden, daß diese Plünderer mit Polizeirevolvern bewaffnet waren. Über das ganze Land, von Stadt zu Stadt, wie auf telegraphische Anweisung, wie auf Befehl verbreiteten sich die räuberischen Bacchanalien der Chuligane. Man prügelte die Intelligenz, man prügelte die Arbeiter, man prügelte jeden, der unter die Hände kam. Man raubte die Wohnungen aus, zerstörte und brannte die Häuser nieder, mordete und schonte nicht einmal Greise und Kinder, man vergewaltigte die Frauen und beging solche Greueltaten und Quälereien, wie sie Europa seit dem Mittelalter nicht mehr gesehen hat.

Der zukünftige Geschichtsschreiber wird bestimmen, welche Rolle bei diesen schmachvollen Ereignissen die Regierung oder einzelne Personen aus ihrer Mitte gespielt haben. Daß einzelne Organe der administrativen Gewalt in der Mehrzahl der Fälle diese Metzeleien nicht gehindert haben, in vielen Fällen sie begünstigt und gefördert, in manchen Fällen selbst an ihnen teilgenommen haben — das sind feststehende Tatsachen.

Die Arbeiterviertel befanden sich fortgesetzt in einem Belagerungszustand. Hier in Petersburg wurden Kosakenpatrouillen aufgestellt, die schlimmer gewütet haben, als die Kurden und Baschi-Bosuks. Sie überfielen friedlich ihres Weges gehende Arbeiter und prügelten sie derart, daß man sie halbtot in die Krankenhäuser brachte. Hier in Petersburg ergriffen die Kosaken am hellen lichten Tage Mädchen, Arbeiterinnen, die von der Fabrik nach Hause gingen, und vergewaltigten sie.

Das war jene Zeit, da der Einwohner, als er sein Haus verließ, nicht mehr sicher war, daß er mit heiler Haut nach Hause kommen und seine Angehörigen am Leben, nicht geprügelt und nicht beraubt vorfinden werde; da die Zeitungsredaktionen, die durch ihre Vertretung der Volksinteressen bekannt waren, von Tag zu Tag einen bewaffneten Angriff erwarten mußten; da in Petersburg in der Michailowmanege tausendköpfige Versammlungen der schwarzen Hunderte stattfanden, die die Frage der Plünderung und Zerstörung Petersburgs besprachen und den Tag dieser Plünderung bestimmten.

Als niemand mehr sich traute auf die Straße zu gehen, ohne den Revolver in der Tasche, da erscholl im ganzen Lande der Ruf: „Bewaffnet Euch!“

Sie wissen, meine Herren Richter, daß die Vorräte der Waffenläden im Sturm ausverkauft wurden und daß, ungeachtet aller Verbote, die Stadt sich mit Revolvern aller Systeme versehen hat. Ich glaube auch unter den Richtern dürfte sich mancher finden, der in jenen Tagen die mörderische Waffe bei sich trug.

Damals begannen auch die Arbeiter sich zu bewaffnen.

Das erste, direkte und klare Ziel dieser Bewaffnung war der Schutz im Falle eines Angriffs durch das schwarze Hundert. Davon können Sie sich überzeugen aus den Berichten der Sitzungen der Petersburger Arbeiter, die in den Zeitungen erschienen waren.

Die Arbeiter benutzten ihre Instrumente in den Werkstätten, um sich allerlei kalte Waffen zu bereiten — Messer, Dolche, Schlagringe usw. usw. — dies alles, um den räuberischen Überfällen der schwarzen Hunderte Widerstand zu leisten, um sich, ihre Familien, ihr Hab und Gut zu verteidigen.

Selbstverständlich waren die Arbeiter bestrebt, sich auch Feuerwaffen zu verschaffen. Die Chuligane bekamen gratis Polizeirevolver, die Arbeiter hatten diese Möglichkeit nicht. Sie mußten unter sich Geld sammeln und Waffen kaufen. Es gab Fälle, daß Leute, die ihre Revolver umsonst bekommen hatten, sie den Arbeitern wieder verkauften.

Also die Bewaffnung der Arbeiter war in erster Linie ein Akt der Notwehr, der unbedingt notwendig war, angesichts der Lebensgefahr, die ihnen drohte seitens der schwarzen Hunderte, seitens der Unholde, der Kosaken, seitens der Polizei und zum Teil der Soldaten.

Indessen zersetzte sich der Staat immer mehr. Formell regierte im Lande das Ministerkabinett, aber dieses bewußte Wittesche Kabinett bestand nur noch auf dem Papier. Es besaß keine Macht. Das Haupt des Ministeriums selbst zeigte seine staatsmännische Weisheit nur noch in seinen jammernden Klagen vor den Zeitungsreportern. Ein Ministerkabinett, das sich nicht auf die Volksvertretung stützt, ist ein Nichts. Das Parlament durch eine Regierung der Minister zu ersetzen — das ist eine ungeheuerliche Utopie, wie sie nur im Kopfe des sogenannten „Staatsmannes“ entstehen kann, der sich einbildet, daß die ganze Entwicklung des Staates auf seiner Zungenspitze oder unter seiner Schreibfeder ihren Anfang nimmt.

Die ganze Politik der Regierung gipfelte in einer systemlosen, aber unaufhörlichen Hetzerei. Man hetzte die Christen gegen die Juden, die Mohamedaner — Tataren gegen die Christen —

Armenier, die Bauern — gegen die Eisenbahnangestellten, die dunklen Massen — gegen die Intelligenz und gegen die Arbeiter.

Wer ist verantwortlich für diese Politik? Der Schuldige ist nicht gefunden worden, man sucht ihn ja gar nicht — aber daß alles so war, das wissen wir alle.

Alle sozialen Verbindungen wurden gelöst. Es war ein Kampf Aller gegen Jeden und des Einen gegen Alle. Um diese Zeit war es, daß die Bauernunruhen erschreckende Dimensionen angenommen hatten.

Es kam ein Ende auch der bäuerlichen Vielgeduld. Der Bauer hatte jahrhundertelang den Boden geackert und auf seinen Schultern das Eisengewicht des stets wachsenden militaristischen Polizeistaates getragen und duldete, solange er einen Boden unter den Füßen hatte, der Korn trug. Aber der Boden wurde erschöpft und das Land wurde gering. Das Vieh verschwand, der Bauer verhungerte, zehrte sich in Krankheiten auf, wurde bettelarm. Die Steuernfrage ist in unserem Lande eine Frage von Leben und Tod für den Staat. Das ist die erste Frage, die die Reichsduma zu entscheiden hat. Wenn nun die Reichsduma einberufen worden wäre, so würde sie auf sich die Aufmerksamkeit der Bauern, auf sich ihre sämtlichen Hoffnungen gelenkt haben. Aber die Reichsduma war nicht vorhanden, und so kam die verzweifelte Lage der Bauern in einem Verzweiflungskampf zum Ausdruck. Und der graue Himmel unserer vielgeprüften Heimat überzog sich mit dem blutigen Rot der brennenden Gutshöfe.

Alle brennenden Fragen kamen auf, alle kranken Stellen des Staatsorganismus wurden aufgetan, wie die Wunden auf dem Leibe Hiobs. Ein Heulen und Zähneknirschen ging durch ganz Rußland. Das Volk erhob sich in seinen Tiefen, der Ozean des Volksjammers geriet in Bewegung, und stürmische Wellen hoben sich auf ihm, schäumend und spritzend mit Blut und Tränen.

Alle Stimmen erhoben sich auf einmal. Jede Gesellschaftsschicht verkündete ihre Not, stellte ihre Forderungen. Die ganze revolutionäre Bewegung setzte sich aus einzelnen Strömungen zusammen, aus einzelnen Forderungen der verschiedenen Gesellschaftsschichten, die in eins gefaßt wurden durch die allgemeine Idee der politischen Freiheit und der Volksvertretung. Selbst bei den Arbeitern gab es, außer ihren allgemeinen Klassenforderungen, noch besondere Forderungen der Eisenbahnangestellten, der Angestellten der Post und Telegraphenämter und besondere Forderungen für jede Fabrik und jedes Hüttenwerk.

Ein Teil dieser Forderungen, besonders die Forderungen der Angestellten bei den Eisenbahnen und der Post, konnte bis zu einem gewissen Grade sofort, durch Verfügung der entsprechenden Verwaltungen, befriedigt werden. Aber das geschah nicht — deshalb waren die Erbitterung, der Ingrimm gegen die Regierung und die Bereitschaft zu einem neuen Streik besonders stark in diesen Schichten.

Der politische Streik des Oktobers entfaltete sich auf dem vulkanischen Untergrund ökonomischer Forderungen und dieser Untergrund setzte seine Wirkung fort auch nach dem 17. Oktober.

Ihre eigenen politischen Forderungen stellten auch die Soldaten und die Matrosen auf. Unter diesem politischen Programm der Kaserne fanden die Unruhen der einen wie der anderen statt.

Selbst die Schutzleute und die Dworniks stellten ihre eigenen Forderungen auf.

All das auseinander zu halten, alledem einen Ausweg zu finden und es gegenseitig zu unterordnen — das konnte nur eine Volksvertretung. Aber die Reichsduma wurde nicht einberufen, und das aufgewühlte politische Leben des Landes konnte nirgends einen Ausdruck finden, als nur in den Zeitungen, in den stürmischen Versammlungen, in den Unruhen, im Tumult und im Bürgerkrieg.

Die öffentliche Meinung forderte einhellig die Einberufung einer Volksvertretung.

Die gemäßigten Richtungen erwarteten von der Regierung, daß sie die Reichsduma einberufen werde, wir aber setzten keine Hoffnung auf die Regierung und suchten nach anderen Wegen, um aus der politischen Anarchie, die das Land ruinierte, herauszukommen.

Um der Regierung zu vertrauen — dazu müßte man vergessen ihre ganze Geschichte, vergessen die Ereignisse der letzten Jahre, vergessen den Oktoberstreik, und die Augen schließen vor allem, was Tag für Tag vor sich ging. Das hieße, sich der grausamsten Selbsttäuschung hingeben und, statt die eroberte politische Stellung zu befestigen und auf ihr weiter zu bauen, auch das preiszugeben, was bereits erreicht worden war.

Selbst wenn die Regierung sich entschlossen hätte, die Reichsduma auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts einzuberufen, so wäre doch noch die wichtige Sorge verblieben, die Wahlen vor dem Einfluß der Regierung, vor der Willkür der Polizei und der Beamtenschaft, vor dem Druck seitens der Kapitalisten, der Gutsherren und der anderen Volksausbeuter, die durch ihren Reichtum stark sind, zu sichern.

Auf diese Weise erstanden vor dem Delegiertenrat der Petersburger Arbeiter folgende Aufgaben:

1. die sofortige Einberufung der Volksvertretung zu erreichen;
2. zu ermöglichen, daß die Wahlen auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts stattfinden;
3. alle provisorischen Maßregeln und die Reste der alten Polizeigesetzgebung, die der Freiheit der Wahlen im Wege standen und die politische Freiheit überhaupt beschränkten, zu beseitigen;
4. die Unabhängigkeit der Wahlen zu sichern, in erster Linie vor dem Regierungseinfluß.

Das Manifest, mit dem das Exekutivkomitee der Petersburger Arbeiter später den Dezemberstreik eröffnete, lag ganz im Rahmen dieser politischen Forderungen.

Auf welche Weise nun glaubte der Delegiertenrat sein Ziel zu erreichen? — Das will ich Ihnen mit wenigen Worten sagen: Würde er die gesamten Volksmassen in einer Revolutionsarmee gesammelt haben, so würde er eben damit der gewalttätigen Regierung und der reaktionären Clique, die sie leitete, jede Macht entzogen haben.

Die Aufgabe war, der reaktionären Regierung die Mittel und die Menschen zu entziehen. Darauf war die ganze Tätigkeit des Arbeiterdelegiertenrates gerichtet, dahin führte seine ganze Existenz.

In dem Maße, wie sich der Kreis seines Einflusses erweitert hatte, eröffneten sich vor ihm, in der Richtung zum gefaßten Ziele, immer neue Möglichkeiten.

Dank dem Umstande, daß der Einfluß der Arbeiterdelegiertenräte und der mit ihm verbundenen Organisationen und Parteien die breiten Schichten des Volkes und der Gesellschaft auch außerhalb der Arbeiterklasse erfaßt hatte, wurde es möglich, jene Maßnahmen zu ergreifen, auf die das sogenannte ökonomische Manifest des Arbeiterdelegiertenrates hinwies.

Wie bekannt, schlug dieses Manifest der Bevölkerung vor, die Steuern zu verweigern, die Kreditbillette in Gold umzuwechseln und die Einlagen aus den Reichssparkassen zu entziehen.

Was im besondern die Entziehung der Einlagen aus den Sparkassen anbetrifft, so war diese Bewegung nicht erst durch den Arbeiterdelegiertenrat hervorgerufen. Sie war das natürliche Ergebnis der allgemeinen Unruhe, der Unsicherheit für den morgigen

Tag, der staatlichen Wirren und des Mißtrauens zu der Regierung, die schon längst systematisch an Stelle der Goldeinlagen der Kassen das Papier der Staatsrente unterschob. Der Kurs der Rente sank mit jedem Tag und die Finanznot der Regierung überstieg schon längst alles Maß und alle Schranken und wuchs mit jedem Tag. Unter solchen Verhältnissen waren die Befürchtungen der Einlagenbesitzer durchaus begreiflich, ja, man mußte sich nur wundern, daß die Einlagen noch in den Kassen verblieben. Das Manifest des Arbeiterdelegiertenrates verlieh bloß dieser Bewegung einen politischen Charakter. Es ging bewußt darauf hinaus, die Regierung ohne Gold und ohne Kredit zu lassen. Deshalb forderte es auch, daß schon jedenfalls jene Staatsanleihen, welche die Regierung nach dem 9. Januar 1905 abgeschlossen hatte, von der Reichsduma nicht anerkannt werden.

Wollen Sie beachten, meine Herren Richter, daß die Regierung durch das Manifest vom 17. Oktober vor dem Volke die Verpflichtung übernahm, beim Abschluß von Staatsanleihen, sowie überhaupt in den Staatsfinanzen, ohne die vorherige Zustimmung der Reichsduma nichts zu unternehmen. Schon daraus ergab sich die Pflicht der Regierung, unverzüglich die Reichsduma einzuberufen, um so mehr, als im Januar das Staatsbudget für 1906 bestätigt werden sollte, wobei die unaufschiebbare Notwendigkeit des Abschlusses einer neuen Anleihe vorauszusehen war. Aber die Regierung schien überhaupt nicht mehr daran zu denken, die Reichsduma einzuberufen; zu gleicher Zeit konspirierte sie mit den Bankiers, um eine Anleihe abzuschließen, deren Bedingungen, soweit sie an die Öffentlichkeit drangen, geradezu räuberische, wucherische waren. Das erzeugte selbst in solchen Gesellschaftskreisen, die sich bis dahin passiv verhalten hatten, Zweifel, ob denn die Regierung ernstlich ihre Versprechungen erfüllen wolle, oder denn das Manifest vom 17. Oktober bloß eine List war, um dem Streik Einhalt zu tun, und daß die Regierung, nachdem sie die Revolution desorganisiert und sich mit Geld versehen haben wird, mit aller Macht daran gehen werde, die alte Regierungsform wieder herzustellen. Mindestens entstand der Verdacht, daß die Regierung gerade deshalb die Einberufung der Reichsduma hinausschiebe, um noch vorher sich das Budget für 1906 und eine ausländische Anleihe zu sichern.

Es ist Ihnen bekannt, meine Herren Richter, daß das tatsächlich so auch geworden war. Auf diese Weise wurde das Budgetrecht der Reichsduma verletzt schon gleich im ersten Augenblick, nachdem es anerkannt worden war. Die Geschichte des

Auf diese Weise erstanden vor dem Delegiertenrat der Petersburger Arbeiter folgende Aufgaben:

1. die sofortige Einberufung der Volksvertretung zu erreichen;
2. zu ermöglichen, daß die Wahlen auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts stattfinden;
3. alle provisorischen Maßregeln und die Reste der alten Polizeigesetzgebung, die der Freiheit der Wahlen im Wege standen und die politische Freiheit überhaupt beschränkten, zu beseitigen;
4. die Unabhängigkeit der Wahlen zu sichern, in erster Linie vor dem Regierungseinfluß.

Das Manifest, mit dem das Exekutivkomitee der Petersburger Arbeiter später den Dezemberstreik eröffnete, lag ganz im Rahmen dieser politischen Forderungen.

Auf welche Weise nun glaubte der Delegiertenrat sein Ziel zu erreichen? — Das will ich Ihnen mit wenigen Worten sagen: Würde er die gesamten Volksmassen in einer Revolutionsarmee gesammelt haben, so würde er eben damit der gewalttätigen Regierung und der reaktionären Clique, die sie leitete, jede Macht entzogen haben.

Die Aufgabe war, der reaktionären Regierung die Mittel und die Menschen zu entziehen. Darauf war die ganze Tätigkeit des Arbeiterdelegiertenrates gerichtet, dahin führte seine ganze Existenz.

In dem Maße, wie sich der Kreis seines Einflusses erweitert hatte, eröffneten sich vor ihm, in der Richtung zum gefaßten Ziele, immer neue Möglichkeiten.

Dank dem Umstande, daß der Einfluß der Arbeiterdelegiertenräte und der mit ihm verbundenen Organisationen und Parteien die breiten Schichten des Volkes und der Gesellschaft auch außerhalb der Arbeiterklasse erfaßt hatte, wurde es möglich, jene Maßnahmen zu ergreifen, auf die das sogenannte ökonomische Manifest des Arbeiterdelegiertenrates hinwies.

Wie bekannt, schlug dieses Manifest der Bevölkerung vor, die Steuern zu verweigern, die Kreditbillette in Gold umzuwechseln und die Einlagen aus den Reichssparkassen zu entziehen.

Was im besondern die Entziehung der Einlagen aus den Sparkassen anbetrifft, so war diese Bewegung nicht erst durch den Arbeiterdelegiertenrat hervorgerufen. Sie war das natürliche Ergebnis der allgemeinen Unruhe, der Unsicherheit für den morgigen

Tag, der staatlichen Wirren und des Mißtrauens zu der Regierung, die schon längst systematisch an Stelle der Goldeinlagen der Kassen das Papier der Staatsrente unterschob. Der Kurs der Rente sank mit jedem Tag und die Finanznot der Regierung überstieg schon längst alles Maß und alle Schranken und wuchs mit jedem Tag. Unter solchen Verhältnissen waren die Befürchtungen der Einlagenbesitzer durchaus begreiflich, ja, man mußte sich nur wundern, daß die Einlagen noch in den Kassen verblieben. Das Manifest des Arbeiterdelegiertenrates verlieh bloß dieser Bewegung einen politischen Charakter. Es ging bewußt darauf hinaus, die Regierung ohne Gold und ohne Kredit zu lassen. Deshalb forderte es auch, daß schon jedenfalls jene Staatsanleihen, welche die Regierung nach dem 9. Januar 1905 abgeschlossen hatte, von der Reichsduma nicht anerkannt werden.

Wollen Sie beachten, meine Herren Richter, daß die Regierung durch das Manifest vom 17. Oktober vor dem Volke die Verpflichtung übernahm, beim Abschluß von Staatsanleihen, sowie überhaupt in den Staatsfinanzen, ohne die vorherige Zustimmung der Reichsduma nichts zu unternehmen. Schon daraus ergab sich die Pflicht der Regierung, unverzüglich die Reichsduma einzuberufen, um so mehr, als im Januar das Staatsbudget für 1906 bestätigt werden sollte, wobei die unaufschiebbare Notwendigkeit des Abschlusses einer neuen Anleihe vorauszusehen war. Aber die Regierung schien überhaupt nicht mehr daran zu denken, die Reichsduma einzuberufen; zu gleicher Zeit konspirierte sie mit den Bankiers, um eine Anleihe abzuschließen, deren Bedingungen, soweit sie an die Öffentlichkeit drangen, geradezu räuberische, wucherische waren. Das erzeugte selbst in solchen Gesellschaftskreisen, die sich bis dahin passiv verhalten hatten, Zweifel, ob denn die Regierung ernstlich ihre Versprechungen erfüllen wolle, oder denn das Manifest vom 17. Oktober bloß eine List war, um dem Streik Einhalt zu tun, und daß die Regierung, nachdem sie die Revolution desorganisiert und sich mit Geld versehen haben wird, mit aller Macht daran gehen werde, die alte Regierungsform wieder herzustellen. Mindestens entstand der Verdacht, daß die Regierung gerade deshalb die Einberufung der Reichsduma hinausschiebe, um noch vorher sich das Budget für 1906 und eine ausländische Anleihe zu sichern.

Es ist Ihnen bekannt, meine Herren Richter, daß das tatsächlich so auch geworden war. Auf diese Weise wurde das Budgetrecht der Reichsduma verletzt schon gleich im ersten Augenblick, nachdem es anerkannt worden war. Die Geschichte des

russischen Parlamentarismus beginnt mit einem Rechtsbruch seitens der Regierung.

In seinem finanziellen Kampf gegen die Regierung kämpfte der Arbeiterdelegiertenrat für das Budgetrecht der Reichsduma.

Außer den politischen Interessen war es notwendig, im Interesse der Staatsfinanzen selbst der unordentlichen und unvernünftigen Finanzpolitik der Regierung ein Ende zu setzen.

Im Laufe von mehr als einem Jahrhundert wurde das Budget unseres Staates wie folgt aufgebaut: Das Defizit wurde durch Anleihen gedeckt, die Anleihen vermehrten das Defizit und das abermalige Defizit wurde durch eine abermalige Anleihe gedeckt. Eine Schicht legte sich auf die andere, wobei jede neue Schicht breiter war, als die vorangehende. Einmal mußte offenbar der ganze Bau zusammenstürzen. Und je früher man diesem babylonischen Turmbau unseres Staatsbudgets Einhalt getan hätte, desto besser wäre es für den Staat. Jeder Kaufmann, dessen Geschäfte in Zerrüttung geraten, zieht vor allem die Bilanz seiner Unternehmungen, berechnet, was er besitzt, womit er seine Gläubiger befriedigen kann, was er jährlich zu zahlen hat, und bevor er das alles bestimmt hat, macht er keine Anleihen, sondern im Gegenteil, er enthält sich vor ihnen. So mußte man auch in unserem Staatshaushalt, der offenbar am Rande des Bankerotts war, vor allem die Finanzlage prüfen, die Bilanz ziehen, bestimmen, womit und unter welchen Bedingungen das Defizit zu decken wäre und in welchem Umfange wir Staatsanleihen abschließen können, um sie aus den wirklichen Einnahmen des Staates bezahlen zu können. Die Regierung aber suchte, umgekehrt, die wirkliche Lage der Dinge zu verhehlen, suchte Deckung hinter phantastischen Berechnungen, indem sie nicht nur die Eisenbahnen, die keine Überschüsse abwerfen, vielmehr Defizit bilden, sondern auch die Wälder, die Berge und selbst den Zuwachs der Bevölkerung in Rechnung setzte — das alles, um sich neue und immer wieder neue Anleihen bei den europäischen Bankiers zu erbetteln.

Die letzteren sind keineswegs so simpel, wie sie manchmal unseren Staatsmännern erschienen waren. Sie wußten vortrefflich, daß das Wesen der Sache in den Steuern lag, welche die Regierung aus dem Volke auspreßte und gaben aus diesem Grunde das Geld her, das übrigens nicht ihnen, sondern den Käufern der russischen Wertpapiere gehörte — wobei sie zur Deckung des Risikos einen immer größeren Zinssatz ausmachten und sich selbst, für die Vermittelung, unerhörte Beträge sicherten.

Weil sie über die Steuern verfügte, eröffnete sich die Regierung den ausländischen Kredit und schloß Anleihen für Tausende von Millionen Rubel ab; nachdem es die Keller der Reichsbank passiert hatte — und vorher in der Münze umgeprägt wurde — bildete das ausländische Gold den sogenannten Goldvorrat der Reichsbank; gestützt auf diesen Goldvorrat hat die Regierung — selbst abgesehen von allem Vorausgegangenen — Kreditbillette und kurzfristige Schatzamtsanweisungen in einem Betrag herausgegeben, der bedeutend den Wert des Goldes überstieg, d. h. eine innere Anleihe gemacht; zum gleichen Zweck einer inneren Anleihe hat die Regierung die Einlagen der Sparkassen ausgenützt, über die der Finanzminister verfügte, als wenn es das Staatsschatzamt gewesen wäre; die gesammelten Mittel dienten der Regierung, um die Armee zu bezahlen — die Armee aber diente dazu, das Volk im Zaune zu halten, das bestrebt war, aus diesem Zauberkreise herauszukommen. Dementsprechend gestaltete sich auch die Taktik der Revolution: den Goldzufluß vom Auslande zu hindern, der Regierung das Gold zu entziehen, das in den Sparkassen eingelegt wurde, ihr die Kreditbillette zurückzugeben, die Steuerzahlungen einzustellen, auf denen das ganze Finanzsystem beruhte, und das Volk mit der Armee zu vereinigen, die, indem sie den Kreis abschlossen, gegeneinander zu stehen kamen.

Die Arbeiterdelegiertenräte zogen schon durch ihre Existenz, ohne jede Agitation, die Soldaten an sich heran. Die Sozialdemokratie und die Partei der Sozialisten-Revolutionäre trieben eine ausgedehnte Agitation in der Armee. Aber die hauptsächlichen Agitatoren hier wie im Volke waren: die wirtschaftliche Not, die staatliche Zerrüttung, die Gewalttätigkeiten der Regierung und der schmachvolle Krieg, der die ganze Unzulänglichkeit des Systems der alten Regierungsform aufgedeckt hatte.

Solange es in Rußland keine Bürger gab, war der Soldat im vollen Sinne des Wortes Militärsklave: man kommandierte ihn mit Hilfe von Faustschlägen, seine menschliche Würde wurde für nichts geachtet, man behandelte ihn wie das stumme Vieh, hielt ihn eingeschlossen in der Kaserne wie einen Sträfling, dabei kleidete und ernährte man ihn schlecht, indessen allerlei Beutelabschneider sich Reichtümer schufen aus der Kürzung der Soldatenration. Entstanden auf dem Boden der Kaserne, wo die alte Staatsordnung alle ihre schlimmen Seiten in der rohesten und brutalsten Form offenbarte, flossen die Soldatenunruhen in den allgemeinen revolutionären Strom ein; und da eine Armee, die auf der Grundlage einer allgemeinen Wehrpflicht ausgehoben

wurde, niemals vollkommen ihre Verbindung mit dem Volke verliert, so stellten die Soldaten und Matrosen an die Spitze ihrer Forderungen — die allgemeinen politischen Forderungen des gesamten Volkes.

Je öfter die Regierung die Armee zu einem blutigen Gericht über das Volk gebrauchte, desto mehr zeigte sich die Blutsverwandtschaft der Armee mit dem Volke. Man mußte alle jene Verachtung des gemeinen Volkes, der menschlichen Persönlichkeit des Bauern und des Arbeiters besitzen, von der die Vertreter der alten Regierungsform erfüllt waren, um anzunehmen, daß ein „Dank euch, Kinder" seitens eines Kommandogewaltigen und ein Gläschen Schnaps imstande wären, die Stimme des Blutes in der Seele des Soldaten zu ersticken, die ihn an seine Brüder und an seine Eltern in seinem Heimatsdorf oder in seiner Heimatstadt erinnerten, deren Blut bald vielleicht ein ebensolches Soldatenbajonett wie das seinige färben werde!

Nach jedem „Sieg", den dieses oder jenes Regiment über die Revolution errungen hatte, fand in ihm folgender Prozeß statt: ein Teil der Soldaten, der schon früher mit der Revolution sympathisierte, aufs Höchste erregt und erzürnt, war bereit, sofort auf die Seite des Volkes sich zu stellen; ein anderer Teil wurde von Mitgefühl und Mitleid zum Volke durchdrungen, hatte Gewissensbisse und konnte selbstverständlich nicht umhin, in der Stille der Kaserne, in der Mitte der Kameraden seiner Gemütsstimmung Ausdruck zu verleihen, indem er die Regierung und die Obrigkeit kritisierte oder einfach über sein verfluchtes Soldatenschicksal klagte; noch ein anderer Teil war verwirrt und betroffen und nicht abgeneigt, sich zu den oben erwähnten zu gesellen; einige Einzelne und auch Gruppen dagegen wurden zu Bestien, in ihnen erwachten alle wilden Triebe, sie rühmten sich mit einer schamlosen Frechheit ihrer Brutalitäten und träumten laut von neuen Metzeleien; bei allen zusammen verschwanden auch die letzten Spuren einer militärischen Disziplin. Diese Zersetzung beschränkte sich nicht auf jenen Teil der Armee, der direkt an dem Blutbad teilgenommen hatte, sondern übertrug sich auf die ganze Armee. So stieg die politische Gärung in der Kaserne und diese Atmosphäre der Erbitterung, Unzufriedenheit, Empörung entlud sich ihrerseits in Soldatenunruhen.

Und so mußte denn auch schon die Regierung einen Teil der Armee gegen den anderen führen, die Soldaten gegen die Matrosen, die Matrosen gegen die Soldaten, schließlich Soldaten gegen Soldaten — das eine Regiment gegen das andere.

Die grausame Unterdrückung der Unruhen der Soldaten und der Matrosen, die ja, zugleich mit den allgemeinen politischen Forderungen des Volkes, Forderungen aufstellten, die allen Soldaten und allen Matrosen gemeinsam waren und sie sehr nahe angingen — sie schürte selbstverständlich nur das Feuer.

Nun begannen die Siege der Regierung über ihre eigene Armee, wie sie früher und auch nachher unaufhörlich das eigene Volk ihres Landes besiegt hat.

Und die Soldatenunruhen übertrugen sich wie ein Brand nach allen Ecken und Enden Rußlands, wuchsen und nahmen immer bedeutendere Dimensionen an.

Da aber die in Aufruhr geratenen Soldatenmassen instinktmäßig nach revolutionären Konzentrationspunkten suchten, so begannen sie denn auch, sich um die Arbeiterdelegiertenräte als um bereits fertige, aus den Wahlen hervorgegangene Organisationen der Volksmassen zu sammeln.

Die Arbeiterdelegiertenräte begannen ihrerseits in ihren Aufrufen sich an die Soldaten zu wenden. Aber auch in diesem Falle, wie in den übrigen, war die rein agitatorische Tätigkeit der Arbeiterdelegiertenräte und im besondern des Petersburger Delegiertenrats, sehr gering.

Die Agitation und die Propaganda betrieb fast ausschließlich die sozialdemokratische Partei, die übrigens allein nur über jenen literarischen und organisatorischen Apparat verfügte, der zu dieser kolossalen Arbeit im ganzen Lande notwendig war. Die Arbeiterdelegiertenräte konnten durch ihre Beschlüsse und Manifeste nur das zum Ausdruck bringen, was vorging, stark aber waren sie dadurch, daß sie die Arbeitermassen vereinigten und ihre gewählten Vertreter waren.

Dank der Sozialdemokratie fanden an vielen Orten gemischte Versammlungen von Soldaten und Arbeitern statt. Hier in Petersburg war das damals noch undurchführbar. Eine stärkere Propaganda wurde hier in der Armee durch die Presse betrieben.

Es ist Ihnen bekannt, meine Herren Richter, daß an verschiedenen Orten sich besonders gewählte Soldatenkomitees gebildet hatten und daß diese Komitees in mehr oder weniger enge Beziehungen zu den Arbeiterdelegiertenräten traten. Es nahte der Augenblick, wo die Arbeiter, die Bauern und die Soldaten ein gemeinsames, politisches Ganzes gebildet hätten, um eine Volksvertretung, gewählt auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts, zustande zu bringen, zu befestigen und zu beschützen. Wenn das erreicht worden wäre, dann,

meine Herren Richter, — zu welchem Zweck und gegen wen sollten dann noch Waffen gebraucht werden?!

Dann wären die Waffen einfach nicht mehr in den Händen der gewalttätigen Reaktionäre und könnten nicht mehr gegen das Volk angewandt werden!

Das war es, was nötig war.

Die Staatsanwaltschaft und die Polizei gaben sich unendliche Mühe, um jene Waffenlager zu entdecken, über die, nach ihrer Meinung, der Delegiertenrat der Petersburger Arbeiter verfügt habe. Sie fanden nichts. Ich will Ihnen jetzt sagen, wo diese Waffen waren: sie waren in den Kasernen, in den Händen der Soldaten.

Die reaktionäre Regierung hatte auf ihrer Seite die Gewehre, die Arbeiter aber wollten auf ihre Seite die Köpfe gewinnen, welche über diese Gewehre verfügten. Sie wollten die Soldaten überzeugen, mit ihnen zusammen jene politischen Forderungen zu vertreten, die ich bereits wiederholt im Laufe meiner Rede dargelegt habe.

Wenn man darin eine Gewaltanwendung sehen will, wenn das dem Artikel 101, oder sonst einem Artikel des Strafgesetzbuches widerspricht, — dann ist auch das Wahlrecht und alle anderen Volksrechte, alles zusammen — nichts als Gewaltanwendung und Strafvergehen. Denn alle diese Rechte haben nur den einen Sinn, nämlich den, daß die Bürger sich vereinigen, um bestimmte politische Forderungen zu verwirklichen, daß sie auf ihre Seite andere zu gewinnen trachten und ihren Forderungen gesetzgeberische Kraft zu verleihen suchen.

Ob von Militär- oder Zivilpersonen die Rede ist, das bleibt sich gleich. Vor dem Zaun der Kaserne darf der politischen Freiheit kein Halt geboten werden. Der Staatsbürger bleibt Staatsbürger, auch dann, wenn er in der Uniform steckt. Er darf seine politischen Rechte nicht einbüßen, weil er sich zur Wehr des Vaterlandes stellt. Und nur das Bürgerbewußtsein kann der Armee jenen geistigen Halt verleihen, der in ihr Selbstaufopferung und die höchste Disziplin erzeugt.

Das Bürgerbewußtsein, das in den Soldaten wach wurde, ausnutzend, suchten die Arbeiter sich mit ihnen politisch zu vereinigen.

Gerade das aber wollte die reaktionäre Regierung verhindern, denn sie braucht in der Armee nicht Bürger und nicht einmal Menschen, sondern bloß den Arm, um das Gewehr abzuschießen.

Die Arbeiter glaubten, daß der Wille des Volkes das höchste Gesetz sei; die Reaktion wollte, umgekehrt, ihre politischen Pläne gegen den Willen des Volkes durchsetzen.

Nun frage ich Sie, meine Herren Richter! auf wessen Seite war die Notwendigkeit der Gewaltanwendung, und auf wessen Seite bereitete man sich zur Gewaltanwendung?!

Der höchste Ausdruck des politischen Willens des Volkes ist der Generalstreik. Das war jener „letzte Kampf", für den sich die Arbeiterdelegiertenräte vorbereiteten.

Die Arbeiter wußten, daß die Reaktion versuchen werde, den Streik in einem Meer von Blut zu ertränken. Sie hofften, daß das ihr nicht mehr gelingen werde, weil die Soldaten sich auf die Seite des Volkes stellen würden. Aber bis das geschah, und zum Teil auch, damit es geschehe, war es notwendig, daß der Streik Zeit gewann, um sich entfalten zu können. Zu diesem Zwecke aber war es wiederum notwendig, daß das Volk wenigstens einigermaßen die Möglichkeit besitze, sich vor den Kosakenhorden und vor den Angriffen einzelner Militärabteilungen zu schützen, die die Regierung speziell zusammenstellte, um ein Blutbad zu errichten. Das ist der Sinn, in welchem die Idee des „bewaffneten Aufstandes" aufgefaßt werden muß, die nicht nur bei den Arbeitern, sondern noch mehr in den revolutionären Kreisen der „Gesellschaft" um sich griff.

In Petersburg gab es keinen bewaffneten Aufstand. Aber wenn ein solcher stattgefunden hätte, so wäre das geschehen zum Schutze des wichtigsten politischen Rechtes des Volkes — des Rechtes, die Arbeit niederzulegen, um seine politischen Forderungen zu verteidigen.

Wie das Budgetrecht das Grundrecht des Parlaments bildet, so das Recht des politischen Streiks — die Grundlage aller Volksrechte.

Wenn die Regierung gegen den Willen des Parlaments handelt, so entzieht ihr das letztere, indem es das Budget verweigert, die Existenzmittel. Wenn das Volk mit der Staatsordnung unzufrieden ist, oder sonst aus irgend einem Grunde selbst seinen politischen Willen durchsetzen will, so legt es seine Arbeit nieder, auf der sich die ganze Produktion aufbaut und entzieht auf diese Weise dem Staate seine Existenzmittel.

Aber wenn man die Eisenbahnangestellten, die Angestellten der Post und Telegraphenämter, die Arbeiter der Fabriken und Hüttenwerke dafür, daß sie in den politischen Streik traten, vor die Gewehre stellt und niederschießt — wo bleibt denn da noch

das freie Volk? — Dann ist das Volk — ein Sklave, der an den Karren angeschmiedet ist!

Und wenn man dem Volk sein Recht des politischen Streikes — wir können es auch das Recht der Revolution nennen — nimmt, dann verliert auch das Parlament seine Macht.

Man denke sich nur, daß die Regierung, ungeachtet der Budgetverweigerung durch das Parlament, fortfährt, die Steuern zu erheben und ungesetzliche Verfügungen durchzuführen, — was soll dann das Parlament tun? Es bleibt ihm nichts übrig, als sich an das Volk zu wenden. Das Volk aber hat nur ein einziges Mittel, seinem politischen Willen Kraft zu verleihen, und das ist der allgemeine politische Massenstreik.

So, meine Herren Richter, standen gegeneinander Volk und Regierung, und so entwickelten sich die Ereignisse.

Polizei und Staatsanwaltschaft glauben, daß wir jenen revolutionären Orkan angefacht haben, in dessen Höhe wir schwebten.

O, hätten wir doch diese Wunderkraft — wir und jene tausende der Besten unserer Heimat vor uns, die den letzten Blutstropfen ihres Herzens, die letzte Anstrengung ihres Hirns hingaben für die Sache der Volksfreiheit und des Volksglücks! Dann brauchte ich nicht hier vor Ihnen zu stehen und ein Volk zu rechtfertigen, das seine politische Freiheit verteidigt, und das, was hier vorgeht, würde nur noch den Unterrichtsstoff in den Schulen bilden, um die Kinder über die verderblichen Verirrungen einer vergangenen Zeit zu belehren!

Ist es nicht sonderbar, bedenkt es doch! Das Volk, das ist alles; außer ihm ist — nichts —, und da scheidet aus der Mitte des Volkes ein Häuflein Menschen aus, wälzt unter sich Berge von Gold zusammen, umgibt sich mit einem Heer von Bajonetten und erklärt: „Gehorchet uns — wir sind die Macht, wir sind das Gesetz, wir sind die Gerechtigkeit!“

Aber die Geschichte der Völker geht ihre eigenen Wege, man kann sie nicht leiten, wie man nicht den Ansturm der Wellen leiten kann, die Ozeanflut und die Ebbe. Das höchste, was die einzelne Persönlichkeit erlangen kann, das ist, der Sprecher seiner Zeit zu sein, sie möglichst vollkommen zum Ausdruck zu bringen.

Aber seitens derjenigen, die da glauben, durch Bajonette der Geschichte ein Halt gebieten zu können, ist es durchaus logisch, wenn sie glauben, daß die anderen mit ihren Armen den Staat in Stücke reißen können.

In Wirklichkeit waren die Arbeiterdelegiertenräte bloß die Wortführer im Klassenkampf des Proletariats und standen infolgedessen in den Vorderreihen der Revolution.

Das Proletariat bereitete sich zum neuen Kampf, weil es seine Unabwendbarkeit einsah, aber es suchte durchaus nicht den Kampf. Wie sollte es denn auch anders sein, da, wie auch dieser Kampf enden mochte, er für die Arbeiter für jeden Fall mit ungeheueren Opfern verbunden war.

Ich weiß wohl, die Zeitungskulis der reichen Bourgeoisie, diese infamen Knechte, die mit dem Speichel ihrer hündischen Zunge die blutigen Spuren ihrer Herren zu verwischen suchen, sie schrieben und schreiben wohl auch jetzt noch, daß die Arbeiter mit einem leichtsinnigen Übermut den Kampf gesucht haben.

Das ist alles Unsinn und Narrheit. Nur der Kapitalist schätzt das Leben des Arbeiters billig, dem Arbeiter selbst ist sein Leben nicht minder teuer, als jedem anderen das seine. Und wenn auch die Frauen und Kinder des Arbeiters nicht in Samt und Seide gekleidet sind, so sind sie doch seinem Herzen nicht minder teuer. Aber gerade deshalb, weil dem Arbeiter sein Leben und das Glück seiner Familie teuer sind, möchte er ein *menschliches* Leben führen.

Die Macht der Kapitalistenklasse liegt in ihrem Reichtum: Das Geld gibt ihr die Macht — wozu braucht sie noch politische Rechte? Das Geld gibt ihr die Herrschaft — wozu braucht sie noch politische Freiheit? Dennoch verlangen die Kapitalisten für sich das eine wie das andere, um ihren Reichtum zu mehren und damit zugleich ihre Macht und ihre Herrschaft. Für die Arbeiter aber, die keine Macht haben und keine Herrscher sind, sondern im Gegenteil den Kapitalisten dienen, ihre Reichtümer mehrend, für sie sind politische Freiheit und politische Rechte der einzige Ausweg aus Not und Sklaverei.

Darum sind die Arbeiter bereit, alles, was sie haben, alles, was ihnen teuer ist, und ihr Leben selbst auf eine Karte zu setzen, um politische Rechte und politische Freiheit zu erobern.

Wenn es möglich wäre, das Risiko zu vermeiden, so würden es die Arbeiter mit der größten Freude getan haben.

Aber es gab keinen anderen Weg. Mit einem Blutzins war die Freiheit bezahlt. Aber es war eine Freiheit ohne Rechte, ohne jenes einzige Bindemittel, das ihr Festigkeit verleiht, ohne Volksvertretung. Und jede Stunde bedrohte diese provisorische Freiheit mit neuen Gefahren, und man sah, daß ihr Preis noch nicht voll bezahlt worden war, daß die reaktionären Kräfte noch mehr Opfer, noch mehr Blut verlangen.

Die Reaktion, die von der Kapitalistengruppe der Industriellen und Gutsherren geleitet, von den Vertretern der alten Regierungsform regiert wurde, trat mit jedem Tag entschlossener und bestimmter hervor. Das Volk protestierte, bezwang sich aber noch immer.

Am 3. November haben die Petersburger Arbeiter den Streik erklärt im Sinne einer Demonstration. Hunderttausende legten die Arbeit nieder und die Eisenbahnen stellten nur deshalb ihre Tätigkeit nicht ein, weil in der Sitzung des Delegiertenrates der Petersburger Arbeiter beschlossen wurde, es nicht zu tun, denn eine Einstellung des Eisenbahnbetriebes würde die Produktion im ganzen Lande nicht für Tage, sondern für Wochen unterbrochen haben, was über die Grenzen einer Demonstration weit hinausging.

Der Sinn der Massenbewegung vom 3. November war klar und entschieden. Wenn die Regierung ernstlich eine friedliche Entwicklung erwünschte, so mußte sie damit rechnen. Die Arbeiter erklärten und bezeugten es durch ihre Handlung: „Die Kräfte der Revolution sind durch den Oktoberstreik noch keineswegs erschöpft. Die Oktobertage können sich noch wiederholen und sie werden sich unvermeidlich wiederholen, wenn die Gewalttätigkeiten der Reaktion nicht aufhören und wenn nicht durch die Tat, nicht bloß auf dem Papier, die Volksvertretung verwirklicht wird. Noch ist es Zeit. Wohl wissend, welche schwere Folgen für das Leben des ganzen Landes ein allgemeiner Streik nach sich zieht, zeigen wir bloß seine Möglichkeit, ohne ihn ernstlich durchzuführen. Wir geben der Regierung Frist. Sie könnte sie ausnützen, um sich das Vertrauen des Volkes zu verschaffen und auf diese Weise den politischen Streik unnötig, folglich auch unmöglich zu machen. Gleichzeitig setzen wir unsere Vorbereitungen zum Kampfe fort. Denn wir vertrauen der Regierung nicht und sehen klar, daß sie die Kräfte der Reaktion sammelt, um den Versuch zu machen, mit Gewalt das Verlorene zurückzugewinnen und die alte Regierungsform wieder herzustellen. Wir werden alles tun, was in unserer Macht steht, damit dieser Angriff, den die Reaktion ins Werk setzt, das Volk möglichst vorbereitet vorfinde und dieser Kampf endlich zum letzten Kampf der Revolution werde."

Aber die Reaktion, deren Absichten auf diese Weise von den Arbeitern enthüllt worden waren, verstärkte nur als Antwort darauf ihre Gewalttätigkeiten und beschleunigte die Katastrophe.

An der Spitze der Reaktion standen die Vertreter der Kapitalistenklasse und ihre Hauptschläge waren gegen die Arbeiter

gerichtet. Doch die Kapitalisten, zu denen ich, wie schon früher im Verlauf meiner Rede, auch die reichen Gutsherren hinzurechne, waren nicht allein. Sie sammelten um sich alle, die daran interessiert waren, die alte Regierungsform wiederherzustellen, oder wenigstens der politischen Freiheit und der Volksvertretung den Weg zu versperren.

Es war eine kleine, aber auserwählte Gesellschaft. Die Spitzen der Aristokratie, die klar erkannt haben, daß die sozialen Stützen gebrochen wurden, auf denen ihre Herrlichkeit aufgebaut war. Zu ihnen gesellte sich eine bedeutende Anzahl Beamte, Polizeimenschen, militärische und sonstige Behörden, die fühlten, daß sie für die neue Ordnung nicht mehr taugen und ihren Platz anderen werden abtreten müssen, welche bei einer Regierungsform, die auf Volksvertretung und politische Freiheit sich aufbaute, dasselbe Schicksal ereilen mußte, das nach der Reform der 60er Jahre die alte Beamtenschaft ereilte. Beraubt ihrer Kanzleiherrlichkeit, verschwanden sie im Lumpenvolk der Städte. Dasselbe Ende sah vor sich die administrative und gerichtliche Kameraderie der soeben gestürzten Regierungsform. Also dieses Lumpenvolk der Zukunft zog seinerseits in den reaktionären Bund das wirkliche Lumpenvolk der Gegenwart — von den professionellen Dieben und Mördern und bis zu jenen Folterern auf Grund ihrer perversen Neigungen und ihrer seelischen Vertiertheit, die nachher in den Gestalten eines Lushanowsky, Abramow usw. zu ihrer scheußlichen Berühmtheit gekommen waren. Sehr zu gebrauchen waren auch jene Offiziere, die im Kriege zwar nicht das Kämpfen, aber das Blutvergießen gelernt hatten und jetzt das russische Volk nicht anders behandelten als Mandschuren und Chinesen.

Das war selbstverständlich eine winzige Minderheit im Vergleich mit den Massen von vielen Millionen, die auf Seite der Revolution waren —, aber diese Minderheit besaß Vorräte von Waffen und Sprengstoffen und kommandierte die Armee. Sie vermochte nicht, die geschichtlichen Ereignisse zum Rücklauf zu zwingen, aber sie vermochte wohl ein Blutbad zu errichten.

Die Reaktion organisierte nicht bloß die Konterrevolution, sie schuf ihren detaillierten und genauen strategischen Plan, den sie auch systematisch und konsequent durchgeführt hat.

Das ganze Land war in kleine Bezirke eingeteilt, gleich einem Schachspielbrett. Für jeden solchen Bezirk wurde ein Befehlshaber mit den Vollmachten eines Militärdiktators ernannt oder zur Ernennung bestimmt. Auf diese Weise wurde der Staatsapparat bis zu seiner primitiven Form vereinfacht — die administrativen,

gerichtlichen und Militärangelegenheiten wurden in eins zusammengefaßt — zu gleicher Zeit wurde die Möglichkeit erreicht einer gleichzeitigen und schnellen Abfertigung an allen Orten.

Die Vorbereitungen der Reaktion waren so offenkundig, daß es schließlich allen klar wurde: wir stehen vor einem neuen Kampfe, ohne den es in Rußland weder eine Volksvertretung, noch politische Freiheit geben wird. Das was jene Zeit, da sich selbst unter den Offizieren ein allgemein russischer Verband gebildet hatte, der sich zur Aufgabe gestellt hatte, in der Armee den politischen Streik durchzuführen, um der Regierung die Möglichkeit der Ausnützung der bewaffneten Gewalt für die Ziele der Reaktion zu entziehen und den revolutionären Kampf mit allen Mitteln zu unterstützen, bis eine konstituierende Versammlung zustande kommen würde.

Aus dem Telegramme des Herrn Durnowo an die Gouverneure, das noch rechtzeitig in die Presse kam, wurde bekannt, daß es zum Aktionsplane der Reaktion gehörte, mit einem Schlage alle Personen, die mehr oder weniger in den Arbeiterorganisationen und in der sozialdemokratischen Bewegung hervortraten, zu verhaften. Meine Herren Richter, dieses Telegramm ist ein geschichtliches Dokument. Wenn der Minister des Innern Verhaftungen im ganzen Lande anordnet, ohne gerichtliche Untersuchung, ohne irgend ein Strafvergehen anzugeben, ohne selbst irgendwelche Kenntnis von den Personen zu haben, die er verhaften läßt, — was sollen da noch die Gesetze, was soll da die Regierungsform?! Das ist offenbar eine Gewalttat, die alle Gesetze und alle Rechte zu Boden tritt, mit dem einzigen Ziele, sich des politischen Gegners zu bemächtigen. Das beweist aber wiederum seinerseits, daß der angreifende Teil in dem Kampfe, der sich später abspielte, nicht die Arbeiter und das Volk, sondern die Regierung war, die sich mit den schon vorher von mir gekennzeichneten sozialen Gruppen liiert hatte.

Der Aktionsplan der Reaktion wurde genau ausgeführt. In erster Linie richtete die Regierung ihre Schläge gegen die zentralisierten Organisationen, gegen den Eisenbahnerverband, gegen den Bauernbund, gegen die Arbeiterdelegiertenräte, ganz besonders gegen den Delegiertenrat der Petersburger Arbeiter, der zwar mit dem übrigen Rußland nicht verbunden war, aber dank dem Umstande, daß er im politischen Zentrum des Landes sich befand, zur Avantgarde der Revolution wurde und bis zu einem gewissen Grade für die Provinz den Anzeiger abgab, nach welchem sie die Kampfesrichtung bestimmte. Die Reaktion berechnete durchaus richtig, daß, wenn sie erst die zentralen Organisationen zerstört

und in der Hauptstadt festen Boden gefaßt haben würde, sie dann um so größere Kräfte nach den Außengebieten senden und sie überwältigen können würde. So ist es denn auch geschehen.

Meine Herren Richter! Ich sagte schon im Anfang meiner Rede: die Arbeiter stellten sich auf die Wacht der Revolution. Sie ließen keinen Augenblick nach, das Volk und die Gesellschaft zur politischen Wachsamkeit aufzurufen. Unermüdlich bereiteten sie sich vor, der Reaktion Widerstand zu leisten. Sie glaubten nicht an einen friedlichen Ausgang, aber sie wußten, daß, je länger der Kampf aufgeschoben werden würde, desto größer würde die Kraft des Volkes, desto geringer die Kraft der Reaktion sein. Aber als die Reaktion alle ihre Kräfte gegen das Volk in Bewegung gesetzt hatte und die politischen Rechte, die es zu verteidigen galt, nicht mehr existierten, die Preßfreiheit, die Freiheit des Wortes, die Freiheit der Versammlungen und der Verbände vernichtet wurden und jeder neue Tag nicht mehr das Wachstum der revolutionären Organisation, sondern ihre gewaltsame Vernichtung mit sich brachte, dann konnte man nicht mehr deliberieren und nicht mehr warten — dann nahmen die Arbeiter den Kampf auf.

Der Delegiertenrat der Petersburger Arbeiter kündigte den Streik für den 8. Dezember an. Zugleich mit Petersburg erhob sich Moskau und erhob sich ganz Rußland.

Der Kampf verbreitete sich im ganzen Lande. Je nach den besonderen Verhältnissen und entsprechend dem Umstande, wie weit die Verbindung zwischen dem Volk und der Armee gediehen war, nahm dieser Kampf an verschiedenen Orten einen verschiedenen Charakter an. Aber überall tat die Arbeiterklasse alles was sie konnte, um die politische Freiheit zu verteidigen und eine Volksvertretung zu erobern.

Mehr als drei Monate führte die Regierung den Kampf im eigenen Staate, mit dem eigenen Volke, mehr als drei Monate floß das Blut in Strömen, brannten Dörfer und eine wütende Soldateska plünderte das Land schlimmer als zu den Zeiten Iwan des Schrecklichen. Und das Ergebnis? Die Regierung eroberte das Land, unterwarf sich aber nicht das Volk.

Die Regierung bestimmte schließlich die Wahlen für die Reichsduma. Hätte sie es vor dem Dezemberstreik getan und hätte sie nicht die politische Freiheit eingeschränkt, die sich provisorisch im Lande geltend machte, so wäre es vermutlich auch zum Streike nicht gekommen. Aber die Regierung wollte mit Absicht erst die Revolution unterdrücken, um dann bei den Wahlen eine Reichs-

duma zusammenzubringen, die der Reaktion in die Hand arbeiten würde.

Es wurde aber ganz anders. Wie früher, so auch jetzt: der militärische Sieg der Regierung über das Volk wurde zur politischen Niederlage der Regierung. Wenn bei den Wahlen in die Reichsduma das Volk sich einheitlich zum Schutze der Revolution erhoben hatte, so war das nicht in letzter Linie das Werk des Dezemberstreiks, das Ergebnis der Selbstaufopferung der Arbeiter, die sich entschlossen hatten, lieber unter den Schlägen zu fallen, als ohne Kampf zurückzutreten.

Die Arbeiter nahmen, abgesehen von einzelnen Wahlkreisen, an den Wahlen nicht teil*), weil bei dem herrschenden Wahlrecht ihre Stimmen so gut wie gar nicht in Rechnung kamen. Aber wenn es in Rußland auch nur eine Spur von politischer Freiheit gibt, so haben sie die Arbeiter mit ihrem Blute erobert! Und wenn es in Rußland auch nur den Schatten einer Volksvertretung gibt, so haben sie die Arbeiter mit ihrem Blute erobert!

* * *

Ich gehe jetzt zum anderen Punkt der Anklage über. Der Artikel 126 des Strafgesetzbuches bedroht mit Strafe das „Bestreben, die im Staate bestehende Gesellschaftsordnung umzustürzen".

So weit dies den Delegiertenrat der Petersburger Arbeiter angehen soll, so habe ich schon darauf hingewiesen, daß er kein fertiges politisches Programm besaß, um so weniger ein soziales Programm. Es ist Ihnen bekannt, meine Herren Richter, daß der Delegiertenrat der Petersburger Arbeiter in aller Form den Antrag zurückgewiesen hat, sich als sozialdemokratische Organisation zu erklären. Der Delegiertenrat der Petersburger Arbeiter stand auf dem Standpunkt des Klassenkampfes des Proletariats — das war alles. Das bekannte er offen und bewies er auch durch die Tat. Das zeigte er auch durch seine Zurückweisung jener Organisationen, die bestrebt waren, eine Mittelstellung zwischen den Arbeitern und den Unternehmern einzunehmen, der Organisationen des Uschakow und des Gapon einerseits sowie der Verbände der liberalen Berufsarten, der Ingenieure, Advokaten usw. anderseits. Wir Sozialisten sind allerdings fest überzeugt, daß der Klassenkampf die Arbeiterdelegiertenräte unfehlbar zu einem sozialistischen Programm geführt hätte — jedoch so lange dies noch nicht geschehen war, darf man dies der Organisation nicht in Rechnung setzen.

*) Bezieht sich auf die Wahlen zur ersten Reichsduma.

Also, meine Herren Richter, den Delegiertenrat der Petersburger Arbeiter müssen Sie in dieser Frage beiseite lassen.

Aber ich persönlich und jene meiner Freunde, die der sozialdemokratischen Partei oder der Partei der Sozialisten-Revolutionäre angehören, wir erklären es euch gern: ja, wir wollten und wollen es noch immer, die bestehende Gesellschaftsordnung ändern.

Ob wir sie „umstürzen" wollen, das weiß ich nicht, denn ich muß gestehen, daß mir die Bedeutung dieses Wortes nicht ganz klar ist.

Der Gesetzgeber stellte sich die Gesellschaftsordnung vor als eine Art Kartenhaus, das man wegblasen kann. Ich meine es anders. Nach meinen Begriffen der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft sind die geschichtlich gewordenen Grundlagen jeder Gesellschaftsordnung so fest, daß man sie nicht umstürzen, sondern nur umgestalten kann.

Ich weiß es auch nicht, inwieweit in den Begriff des Umsturzes die Gewalt eingeht.

Nach dem Artikel 101 müßte man uns wenigstens nachweisen, daß wir einen „gewalttätigen Angriff" vorhatten; hier aber, nach Artikel 126 braucht man auch das nicht mehr. Es genügt, daß wir „umstürzen" wollten — was aber umstürzen bedeutet, bleibt ungewiß. Ist das mehr als der „gewalttätige Angriff" oder weniger? Eins muß sich offenbar vom anderen unterscheiden, aber worin besteht der Unterschied?

Ferner vermag ich nicht zu bestimmen: wo in der Entwicklung des Staates das Recht aufhört und die Gewalt beginnt — die Gewalt aufhört und das Recht beginnt.

Ich weiß es nicht, denn das weiß die Rechtswissenschaft selbst nicht. Zum Beweis will ich mich auf eine Autorität berufen, die in der Jurisprudenz der ganzen Welt anerkannt ist, auf den berühmten deutschen Professor Jhering.

„Das Recht — sagt Jhering — ist der Saturn, der seine eigenen Kinder verspeist, das Recht kann sich nur dadurch verjüngen, daß es mit seiner eigenen Vergangenheit aufräumt." — „Alle großen Errungenschaften, welche die Geschichte des Rechts zu registrieren hat, sie alle haben erst auf diesem Wege des heftigsten, oft jahrhundertelang fortgesetzten Kampfes gewonnen werden müssen, und nicht selten bezeichnen Ströme Blutes, überall aber zertretene Rechte den Weg, den das Recht hier zurückgelegt hat." — Ein konkretes Recht, das, weil es einmal entstanden, unbegrenzte, aber ewige Fortdauer beansprucht, ist das Kind, das seinen Arm gegen die eigene Mutter erhebt; es verhöhnt die

Idee des Rechts, indem es sich auf sie beruft, denn die Idee des Rechts ist ewiges Werden, das Gewordene aber muß dem neuen Werden weichen." — Ferner: „Das Recht als Zweckbegriff, mitten hineingestellt in das chaotische Getriebe menschlicher Zwecke, Bestrebungen, Interessen, muß unausgesetzt tasten, suchen, um den richtigen Weg zu finden, und, wenn es ihn entdeckt hat, den Widerstand zu Boden werfen, um ihn zu beschreiten." Also meine Herren Richter, das Recht wird gebildet im Kampfe mit dem Gesetz; das Gesetz, welches das neugebildete Recht bestraft, wird selbst zur Gewalt, und die Gewalt, welche dieses Gesetz umstürzt, wird zum Recht. Das ist es, was die Jurisprudenz, nach ihrer Erforschung der Rechtsgrundlagen aller Länder und aller Zeiten, uns schließlich als das Wesen und die Grundlage des Rechts angiebt.

Wenn Sie aber mit der Rechtswissenschaft nicht rechnen würden, das heißt damit, was das Ergebnis der jahrhundertelangen Streitigkeiten, der jahrhundertelangen Gedankenarbeit in den Fragen des Rechts und der Justiz bildet, dann, meine Herren Richter, woher sollen Sie dann die Erklärung und die Rechtfertigung der Gesetze sowie auch Ihrer Rechtsprechung hernehmen? Dann gibt es überhaupt kein Recht mehr und es gibt nur noch Gewalt. Aber dann meine Herren Richter, wodurch würde sich dann diese Gerichtssitzung unterscheiden von — einem Haufen Wilder in Zentralafrika, die über das Schicksal der von ihnen gefangenen Europäer entscheiden, — selbstverständlich, wenn man von der Außenseite, von den Uniformen, den Titeln und dem Gebrauch der Taschentücher absieht?

Ich würde Ihnen noch andere, nicht minder autoritative Belege anführen können, wenn nicht das Polizeidepartement, indem es mich in der Peter Paulsfestung einschloß, mich der Mittel, meine Verteidigung vorzubereiten, beraubt hätte.

Wir waren in der Peter Paulsfestung von der ganzen Außenwelt abgeschlossen, wie in einer verkorkten Flasche, vielmehr, als es die Interessen der Gerichtsuntersuchung erforderlich erscheinen ließen. Währenddem also die Staatsanwaltschaft mit Hilfe der Gendarmerieverwaltung und des Polizeidepartements einen gewaltigen Apparat von Menschen und Mitteln in Bewegung gesetzt hatte, um die Anklageschrift gegen uns zu verfassen, waren wir selbst der gewöhnlichsten juristischen Mittel beraubt. Nicht einmal das neue Strafgesetzbuch konnte ich erlangen, geschweige denn sonstige juristische Literatur. Hier haben Sie beiläufig auf dem Gebiete des Privatrechtes ein lebendes Beispiel dafür, wie schwer es ist, die Gewalt vom Recht zu scheiden und zu sondern.

Auf dem Gebiete des Staatsrechtes ist unser Prozeß selbst der beste Beweis dafür, wie sehr der berühmte deutsche Gelehrte Recht hatte in seinem Urteil.*)

Einst gab es in Rußland die unbeschränkte Gewalt des Monarchen. Auf ihr beruhte die alte Regierungsform, die durch den Artikel 101 des Strafgesetzbuches geschützt wurde. Jetzt ist die Gewalt des Monarchen eingeschränkt und die neue Regierungsform beruht auf der Volksvertretung. Aber der Artikel 101 bleibt bestehen und führt auf die Anklagebank alle, die gegen die unbeschränkte Macht des Monarchen kämpfen, — er wird zur Gewalt in Beziehung zum neugebildeten Recht.

Denn, wenn Sie die parlamentarische Regierungsform, dieses neugebildete Recht anerkennen, so müssen Sie uns zugleich nicht nur das Recht, sondern die heilige Pflicht zuerkennen, es mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zu verteidigen, selbst mit den Mitteln der Gewalt, im vollen und buchstäblichen Sinne dieses Wortes.

Das ist keineswegs meine subjektive Schlußfolgerung aus den Rechtsgrundlagen, die Jhering feststellt, nein, das sind Schlußfolgerungen, die der Autor selbst zieht, in seinem, in alle zivilisierten Sprachen übertragenen Werke „Der Kampf ums Recht", dem ich meine früher angeführten Zitate entnommen habe. Er beweist darin, daß jeder verpflichtet sei, sein Recht zu verteidigen, nicht nur in seinem eigenen Interesse, sondern im Interesse der gesamten Gesellschaft, und deshalb um so mehr das Volk mit allen Mitteln das verteidigen müsse, was es als sein Recht anerkannt hat, selbst wenn ihm dabei die bestehenden Gesetze und die bestehende Staatsordnung im Wege ständen, oder, um die Worte unseres Strafgesetzbuches zu gebrauchen: „gewalttätig die durch die Grundgesetze des Reiches festgelegte Regierungsform anzugreifen".

Das ist notwendig — nach der Meinung der allgemein anerkannten Autorität auf dem Gebiete der modernen Rechtswissen-

*) Der Prozeß gegen uns wurde zwar aufgehoben, aber was sich auf unsern Prozeß bezieht, gilt noch mehr in bezug auf den Prozeß des ersten Delegiertenrates der Petersburger Arbeiter. Diesem konnte man nicht einmal eine bestimmte Handlung vorwerfen, da der Dezemberstreik nicht von ihm, sondern nach seiner Verhaftung erst von uns, dem zweiten Exekutivkomitee erklärt und geleitet wurde.

Dennoch wurde dieser Prozeß geführt und schloß mit der Verurteilung der Hauptschuldigen zur lebenslänglichen Verbannung nach Sibirien.

schaft — im Interesse des Staats selbst. Das sind die Worte Jherings: „Jede willkürliche oder ungerechte Bestimmung, die die Staatsgewalt erläßt oder aufrecht erhält, ist eine Schädigung des nationalen Rechtsgefühls und damit der nationalen Kraft selbst, eine Versündigung gegen die Idee des Rechts, die auf den Staat selbst zurückschlägt." — „Pflege des nationalen Rechtsgefühls ist Pflege der Gesundheit und Kraft des Staates. . . . . Mit dem äußeren Mechanismus des Rechts allein ist es nicht getan. . . . Gesetz und Ordnung war auch die Leibeigenschaft, der Schutzzoll der Juden und so viele andere Sätze und Einrichtungen einer hinter uns liegenden Zeit, die mit den Anforderungen eines gesunden kräftigen Rechtsgefühls im ärgsten Widerspruch standen und durch die der Staat sich selber vielleicht noch mehr schädigte, als den Bürger, Bauern, Juden, auf denen sie zunächst lasteten."

Im Zusammenhang damit schrieb der berühmte Jurist 1872, also vor 34 Jahren folgende Worte, die auch für unser armes Vaterland prophetisch wurden: „Daß dasselbe Tor, durch das der Despotismus und die Willkür einziehen, auch dem auswärtigen Feind offen steht, wird freilich dabei nicht in Anschlag gebracht, und erst wenn er da ist, kommen die Weisen zu der verspäteten Erkenntnis, daß die sittliche Kraft und das Rechtsgefühl eines Volkes, dem äußeren Feind gegenüber die wirksamste Schutzwehr hätte bilden können."

Wenn unsere Regierung es verstanden hätte, sich rechtzeitig auf diesen Standpunkt zu stellen, so hätten wir die traurigen Erfahrungen der letzten Jahre vermeiden können.

Meine Herren Richter! Rudolf von Jhering ist kein Sozialist, im Gegenteil, er ist ein grundsätzlicher Gegner des Sozialismus und predigt den Kampf gegen ihn mit allen Mitteln — mit Ausnahme jedoch derjenigen, die dem Rechtsbewußtsein des Volkes widersprechen.

Das Volk ist die Urquelle jedes Rechtes. Ist dem aber so, so kann das Volk als Ganzes niemals einen Rechtsbruch begehen. Was das Volk will, das dann ist das Recht. Der Wille des Volkes ist das höchste Gesetz. Wenn Sie das anerkennen, so werden Sie auch anerkennen müssen, daß die Aufgabe des Staates darin besteht, diesem Volkswillen einen möglichst vollen und sinngerechten Ausdruck zu verleihen und ihn durch die Tat zu verwirklichen. Darum, wo es keine Volksvertretung gibt, da gibt es auch kein Recht, sondern nur noch, um die Worte Jherings zu gebrauchen: „Despotismus und Willkür". Darum muß die Volksvertretung auf einem Wahlrecht beruhen, das nicht die einzelne Klasse oder die einzelne soziale Schicht der anderen vorzieht. Darum muß das Wahlrecht, allgemein, gleich, direkt und geheim sein. Wenn das aber nicht ist und das Volk dessen bewußt wird, so muß alles, was diesem Rechtsbewußtsein des Volkes im Wege steht, zerstört werden. Die Revolution schafft das Recht, deshalb ist das Hauptrecht des Volkes — das Recht auf Revolution. Das, meine Herren Richter, sind keine Zukunftsideen, das ist am allerwenigsten Sozialismus, es sind die Rechtsideen der heutigen Gesellschaftsordnung, wie sie von den offiziellen Vertretern der Rechtswissenschaft in den modernen Staaten verteidigt werden.

Der Artikel 126 des Strafgesetzbuches, der es verbietet, die Gesellschaftsordnung zu ändern oder „umzustürzen", das ist eben eines jener Gesetze, welche die „ewige Dauer" dessen, was in dem gegebenen Augenblick existiert, schützen möchten, und von denen Jhering sagt, daß sie ein „Hohn auf die Rechtsidee" sind.

Das ist aber noch keineswegs alles. Der Gesetzgeber beeilte sich so sehr, die bestehende Ordnung für immer zu schützen, daß er es übersehen hat, uns irgendwelche Anhaltspunkte zu geben, wie man diese Gesellschaftsordnung bestimmen soll.

Was ist die im Staate bestehende Gesellschaftsordnung? Was bildet ihre unzertrennlichen Bestandteile?

Wir wissen, was eine Regierungsform ist. Sie wurde durch die Grundgesetze des russischen Reiches festgelegt. Wer aber bestimmte die Gesellschaftsordnung? Wo sollen wir den Hinweis finden von ihrer Existenz, um nicht von der richtigen Erkenntnis abzuirren? Es ist aber gar nicht schwer, sich zu verirren. Ich will es an Beispielen zeigen.

Das Gesetz bestraft den Diebstahl. Das hindert aber nicht, daß die Gefängnisse von Dieben überfüllt sind. Noch mehr gibt es ihrer freilich außerhalb der Gefängnisse. Wo es Privateigentum gibt, da gibt es auch Diebstahl — beides ist unzertrennlich von einander. Also die Diebe und der Diebstahl bestehen, sie bilden einen unzertrennlichen Bestandteil der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung. Sie ernähren in sehr erheblichem Maße den Regierungsorganismus. Sie wissen, meine Herren Richter, daß vielleicht neun Zehntel aller Verbrechen sich auf die Verletzung des Privateigentums beziehen. Die Richter ernähren sich auf Kosten der Diebe und Betrüger, die ihrerseits auf Kosten der Gesellschaft sich ernähren. Die Diebe arbeiten für die Richter, indem sie das Geld dem Beutel des gemeinen Mannes entziehen —, denn die Regierung kann doch auch aus dem Nichts nicht einmal jene

Papierfetzen erzeugen, die sie, statt des Geldes, in Umlauf bringt.

Wenn man zusammenrechnen würde alles, was die Diebe im Laufe eines Jahres im ganzen Lande gestohlen haben, und wenn man diesem Betrag das entgegenstellen würde, was der Staat jährlich für Richter, Polizei und Gefängnisse ausgibt, so würde man erstaunt sein, wie sehr die letztere Zahl die erstere überwiegt.

Sie werden sagen, der Diebstahl sei da, aber er sei da, wie eine Krankheit, die man heilen müsse? Darauf antworte ich Ihnen: In der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung ist die Verletzung des Privateigentums so da, wie der Tod, der mit dem Leben unzertrennlich ist und nur beseitigt werden kann, wenn man das Leben selbst unterbricht. Außerdem behaupte ich, daß jene sozialen Verhältnisse, die in der Gegenwart auf dem Privateigentum beruhen und am meisten des Schutzes des Artikels 126 des Strafgesetzbuches bedürfen, selbst durch Verletzung des Eigentums — des privaten wie des gesellschaftlichen — groß geworden sind.

Ferner, einen ebenso unzertrennlichen Bestandteil der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, wie der Diebstahl, bildet die Prostitution. Desgleichen das Bettlertum.

Es wird jedoch niemand behaupten wollen, daß das Bestreben, den Diebstahl, die Prostitution, das Bettlertum zu beseitigen oder „umzustürzen", eine Handlung sei, die der Strafe bedürfe.

Aber das alles gehört in die Gesellschaftsordnung, die ihrem vollen Inhalte nach, so wie sie ist, mit allem, was in ihr ist, durch Artikel 126 geschützt ist.

Wo ist die Scheidelinie, die in der, im gegenwärtigen Staat bestehenden Gesellschaftsordnung das absondert, was man umstürzen darf, von dem, was nicht erlaubt ist umzustürzen? Es gibt keine solche Trennungslinie. Aber der Artikel 126 besteht und droht mit Zuchthaus oder dergleichen — ich habe das Strafmaß nicht in Erinnerung.

Von wem hängt die Auslegung dieses Artikels ab? Vom Richter, der ihn in der Praxis anzuwenden hat. Aber der Artikel 126 umfaßt alles und jedes — folglich ist er nichts anderes, als eine Schlinge in der Hand des Richters, der sie um jeden schlingen kann, den er einfangen möchte und der sie offenbar um jenen schlingen wird, auf den ihn die Regierung hinweisen wird, oder dessen Namen ihm die Angriffe und Leidenschaften jener Klasse, in deren Mitte er geboren und erzogen wurde, einflüstern werden. Da aber die Richter aus der Mitte der besitzenden Klasse stammen

oder unter ihrem Einflusse stehen, so ist der Artikel 126, der formell die ganze Gesellschaftsordnung unter seinen Schutz nimmt, in Wirklichkeit nur dazu da, um die Reichen gegen die Armen, die Unternehmer gegen die Arbeiter zu beschützen.

Wir Sozialisten sind der Meinung, daß die Armut des Arbeitsmannes, mag er Fabrikarbeiter oder Bauer sein, ein noch schlimmeres Übel sei, als das Bettlertum der Leute, die nicht arbeiten können. Wir behaupten und stützen uns dabei auf wissenschaftliche Untersuchungen, daß der geringe Lohn der Mädchen in der Fabrik die Prostitution erzeugt. Wir behaupten, daß wenn der Arbeiter, nachdem er sein Leben lang gearbeitet und durch seinen Fleiß ein bedeutendes Vermögen dem Fabrikanten, dem Hüttenbesitzer oder Gutsherrn erzeugt hat, am Ende seiner Tage kein Stück Brot und keine Unterkunft besitzt, so ist das der schlimmste Diebstahl, denn es bedeutet, daß man ihm die Arbeitsfrüchte seines ganzen Lebens gestohlen habe. Wird sich denn aber in der gegenwärtigen Gesellschaft ein Richter finden, der sich auf diesen Standpunkt stellen würde? Wenn ja, so müßte er vor allem den Artikel 126 unserer Gesetze beseitigen, denn dem Arbeiter und dem Bauer die Früchte ihrer Arbeit sichern, damit zugleich die Arbeiterinnen von der Prostitution befreien, die Prostitution überhaupt beseitigen, das Bettlertum beseitigen, den Diebstahl und auf diese Weise auch den ungeheuern und kostspieligen Apparat der Richter, der Gefängnisse und der Polizei — dieses sozialen Polypen, der die öffentlichen Sitten mehr verdirbt, als sonst jemand oder etwas — das ist nur möglich, wenn man die gegenwärtig im Staate bestehende Gesellschaftsordnung umstürzt, oder sagen wir lieber — in ihren Grundlagen umgestaltet.

. . . . . .*)

*) Hier bricht das in der Festung niedergeschriebene Manuskript ab.

Wie ich aus Sibirien entkam.

Der Gedanke, zu entfliehen, stellte sich bei mir vom ersten Augenblick an ein, wie ich verhaftet wurde, und verließ mich nicht während der ganzen Zeit meiner Haft, ebenso getreu wie meine Wächter. Allein so lange ich Aussicht hatte oder wenigstens es geglaubt habe, Aussicht zu haben, auch sonst frei zu kommen, wäre es selbstverständlich verfehlt gewesen, sich den Gefahren einer Flucht auszusetzen. Im Kreuzgefängnis dichtete ich mir verschiedene Fluchtpläne zusammen, ohne sie gründlich auszudenken. Die Peter-Paulsfestung mit ihrem mehrfachen Verschluß von Mauerwerk, zolldickem Eisen und bewaffneten Menschen machte eine zeitlang meinen Träumereien ein Ende.

Es schien ein Ding der Unmöglichkeit, aus der Festung zu entkommen! Doch nach und nach, wie ich mich an die Umgebung gewöhnte, mich umsah und die Verhältnisse studierte, begann auch hier das Spiel der Phantasie, und das Unmögliche kleidete sich in realisierbare Formen. Oder wenigstens es schien mir bei meiner damaligen Gemütsverfassung, daß der erdichtete Traum zur Wirklichkeit werden könnte. So viel aber sagte mir eine kühle Erwägung, daß, bis der Prozeß stattgefunden hat, — dieser war für mich nicht nur wichtig wegen dem Urteil, sondern weil ich dabei aus dem hermetischen Verschluß herauskommen und Einsicht in die politische Situation gewinnen würde — es durchaus unzweckmäßig war, ein großes Risiko einzugehen. Es war aber auch möglich, daß der Prozeß überhaupt nicht stattfinden würde, und ich trotzdem in der Festung zurückbehalten worden wäre. Darum setzte sich in mir die Stimmung fest (vergl. auch mein Tagebuch), im Herbst auf jeden Fall einen Fluchtversuch zu unternehmen.

Einmal war es, daß ich kaum der Versuchung widerstehen könnte, es doch zu wagen. Es war an einem Regentage. Ich befand mich auf meinem Spaziergang. Um die 20 Minuten Bewegung in freier Luft mir nicht entgehen zu lassen, ließ ich mich gern einregnen. Wie immer, befand sich ein Gendarm an der Hoftür und der andere in der Mitte, die mich sorgsam zu bewachen hatten. Doch diesmal — ob es die Wirkung der feuchtwarmen Frühlingsluft oder die Folge eines vorangehenden reichen Schnapsgenusses war — duselte der eine Gendarm ein. Der Regen wurde stärker. Infolgedessen stellte sich der andere unter das Schutzdach am anderen Ende des Hofes hinter dem Bade-

häuschen. Er konnte von dort aus den ganzen Hof überblicken, bis auf einen Winkel, dessen Passage einige Sekunden nur erforderte. Einige Sekunden befand ich mich also außerhalb der Bewachung. Wie der Blitz durchschoß mich der Gedanke, man könnte es wagen! Doch wie? An den Wänden liefen an verschiedenen Stellen Dachrinnen herunter, auch an jener, wo ich den Blicken meiner Wächter entzogen war. Wie alles in der Festung, waren auch diese Rinnen aus besonders starkem Eisenblech und an verschiedenen Stellen mit starken eisernen Klammern an die Wand befestigt. Ein Hinaufklettern war wohl möglich. Ich konnte das Dach erreichen, ohne zunächst vom Gendarm eingeholt zu werden, wenn er nicht rasch entschlossen sofort zum Revolver greifen würde. Ich hielt das Letztere für ausgeschlossen und nahm an, daß er, einem unmittelbaren Impuls nachgebend, mir nachstürzen würde, um mich zu fangen. Aber dann weiter? Wenn man mich nicht vom Dach herunterholt, wenn ich vom Dach heil herunter komme, so habe ich doch auf der anderen Seite nur noch die Festung vor mir, mit ihren Kasernen, Gendarmen, Soldaten und der großen Umfassungsmauer. Eine Flucht unter solchen Umständen war offenbar aussichtslos. Dennoch drängte es mich so, daß ich meine ganze Willenskraft zusammennehmen mußte, um den Versuch *nicht* zu machen. Ich weiß, daß es in ähnlichen Situationen den anderen ebenso erging. Daraus ist zu entnehmen, wie brennend bei längerer Haft der Wunsch wird, zu entkommen. Dieses große Verlangen nach Freiheit aber ist die *erste Bedingung* des Erfolges.

Später im Untersuchungsgefängnis wurde von einer ganzen Anzahl Genossen der Plan gefaßt, gemeinsam zu flüchten. Dieser Plan reifte schon fast bis zur Ausführung. Wir hatten uns Werkzeuge verschafft, Schlüssel zu den Gefängnistüren und noch andere Dinge, als durch Unvorsichtigkeit eines der Teilnehmer die Fluchtvorbereitungen zur Kenntnis der Gefängnisdirektion kamen. Mehr als die Absicht selbst hatte allerdings die Gefängnisdirektion nicht herausbringen können, denn es gelang uns, die Werkzeuge und die anderen hineingeschmuggelten Sachen rechtzeitig beiseite zu schaffen; auch erfuhr sie niemals, wer an der Flucht teilnehmen sollte. So lernte ich eine zweite Bedingung des Gelingens oder Mißlingens kennen — *den Zufall*, die Gunst der Verhältnisse. Wie in den großen Dingen der Welt, so kommt es auch im persönlichen Leben nicht darauf an, günstige Verhältnisse zu schaffen, sondern die Gunst der Verhältnisse auszunutzen, wozu aber in erster Linie rasches Zugreifen gehört.

Als uns bekannt gegeben wurde, daß wir nach Sibirien verbannt werden, faßten wir alle ausnahmslos den Entschluß, bei der ersten Gelegenheit, die sich darbieten wird, zu entwischen. Wir trafen noch in Petersburg unsere Vorbereitungen. Als die Tore des Petersburger Verbanntengefängnisses sich hinter uns schlossen und wir zusammen mit etwa anderthalb Hundert Kriminal-Verbannten — Männer und Weiber — von allen Seiten mit einem Militärkordon umfaßt, die staubige Straße betraten, hatte ich, trotz der vielfachen sorgfältigen Durchsuchungen beim Antreten und Verlassen der vier Gefängnisse, die ich bis dahin zu passieren hatte, folgendes mit mir: 1. Feilen zum Durchfeilen der Eisengitter, 2. einen Glaserdiamant, 3. einen Paß, da man ohne solchen in Rußland keine vierundzwanzig Stunden verbringen kann, ohne abgefaßt zu werden; selbstverständlich lautete der Paß auf einen anderen Namen, 4. Geld. Die große Schwierigkeit war, diese Ausrüstung zur Flucht durch die vielen anderen Gefängnisse, die wir auf unseren Etappenschub zu passieren hatten, durchzuschmuggeln. Es gelang!

Mehrere Wochen vergingen. Wir befanden uns auf der Fahrt, bald zu Wasser, bald auf dem Lande. Gelegentlich übernachteten wir oder verbrachten auch mehrere Tage in Etappengefängnissen. Die ganze Zeit, stets und überall, waren wir auf der Hut und sahen mit Luchsaugen nach der Gelegenheit aus, uns davonzumachen. Ich will mich bei den verschiedenen Wechselfällen der Stimmungen, bei dem Gegensatz zwischen dem Traum, der in unserem Geiste zur Wirklichkeit wird, und der Wirklichkeit, die den Traum zerstört, nicht aufhalten. Bloß einen Fall möchte ich hier festhalten, denn es fehlte nicht viel, und ich wäre schon damals frei geworden.

Das war in Krasnojarsk. Wir verließen das Gefängnis und sollten per Schiff den Jenissey hinunter weiterbefördert werden. Unter der üblichen Militäreskorte kamen wir zum Dampfer. Die Soldaten bildeten Spalier und ließen uns zuerst den Dampfer betreten. Auf dem Schiff gingen wir voran nach dem Hinterteil des Schiffes, wo für die Verbannten eine Anzahl Plätze abgesperrt waren. Wie wir dahin kamen, sah ich die Tür nach dem Schiffskiel offen. So schnell, daß ich mir selbst noch kaum klar werden konnte, was meine Absicht war, ging ich hinaus. Hinter mir weitere zwei Genossen. Sie sprachen mich an und meinten, ob wir uns nicht Tee aufkochen sollten, aber schon hatte ich einen zweiten Gedanken. Keine Wache war da. Ich ging vom Schiffskiel zum Bord hinüber. Schon befand ich mich auf der Außenseite

des Schiffes. Am schmalen Rand, der die Bordseite entlang läuft, an den Kabinenfenstern vorbei, mich an den Schiffswänden anklammernd, bewegte ich mich weiter und erreichte das Wasserrad. Die Genossen im Schiffsraum sowie die Strafgefangenen, die mich vorbei kommen sahen, waren bereits sicher, daß ich entwischte. Nachkommen konnte mir niemand, weil bereits Wache an die Tür gestellt wurde. Im allgemeinen Trubel der Abfahrt merkte man noch nicht mein Entkommen. Ich dachte bereits selbst, die Sache sei perfekt. Es blieb mir nur noch übrig, das Ufer zu erreichen. Zwischen dem Dampfer und dem Ufer befand sich eine große Barke, die zum Übergang diente. Auf diese mußte ich hinüber, um das Land zu erreichen. Schon faßte ich mich an der Bedachung der Außenkabine dieser Barke an, um hinüberzuklettern. Da, als ich vorsichtig hinausguckte, sah ich, daß die Barke, wie auch die Treppe, die zu ihr vom Lande führte, von mehreren Militärposten bewacht wurden. Es war nicht möglich, an ihnen unbemerkt vorbeizukommen. Es war auch nicht möglich, auf die Barke zu gelangen, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Desgleichen war es unmöglich, vor aller Augen auf der Außenseite des Schiffes stehen zu bleiben, ohne bemerkt zu werden. Statt abzuwarten, bis man mich abfangen und vom Schiffsrande herunterholen würde, zog ich es vor, selbst zurückzukehren. Das Erstaunen des Convois war nicht gering, als man mich wieder eintreten sah. „Ja, wie kommen Sie denn daher?“ — Aber ich war nun einmal da. Die Genossen, die sich bereits über mein Entkommen gefreut hatten, nahmen mich wieder in ihre Mitte, und wir kochten uns Tee.

Die Fahrt auf dem Jenissey von Krasnojarsk bis Jenisseysk dauerte vier Tage. Schon früher begegneten wir auf unserem Wege durch Sibirien politischen Verbannten, die in weniger entfernten Gegenden angesiedelt waren. Nunmehr aber trafen wir an jeder Haltestelle des Dampfers Parteigenossen, die uns entgegen kamen und Fühlung mit uns zu nehmen versuchten. Das uns begleitende Militär suchte zwar, das mit allen Mitteln zu verhindern, jedoch dem Ansturm von außen, dem Drang von innen, aus unserer Mitte, konnte es nicht widerstehen. Einmal kam es beinahe zu einer Rauferei. Die Soldaten griffen schon zu den Gewehren, wichen aber doch im letzten Augenblick zurück angesichts der entschlossenen Haltung, die wir ihnen gegenüber annahmen. Durch die Begegnung mit den Genossen gewannen wir mancherlei Einblicke in die Verhältnisse und wertvolle Winke, wie wir uns weiter zu verhalten hätten. Schon früher in den Gefängnissen

verschafften wir uns Adressen, um Unterkunft zu finden im Falle einer Flucht.

Jenisseysk war die letzte Stadt auf unserer Etappenfahrt, wo wir uns europäische Waren verschaffen konnten. Der Aufenthalt in Jenisseysk wird deshalb von allen Verbanntenpartien dazu benutzt, sich für den Aufenthalt in dem unwirtlichen Norden unter der halbwilden Bevölkerung auszurüsten. Die Regierung sieht sich veranlaßt, ihnen die Möglichkeit dazu zu gewähren, denn die Ausrüstung, die die Regierung selbst den Verbannten gibt, ist in keiner Weise ausreichend, um den Strapazen der halbjährigen Polarnacht, vergraben im Schnee, abgeschnitten von aller zivilisierten Welt, begegnen zu können. Wir bekamen von Amts wegen folgende Gegenstände: Hosen und Bluse aus einer Art Loden, eine Arrestantenmütze, ein Paar Fußlappen, einen kurzen rohen Schafpelz und einen Sack, um all' diese Sachen verpacken zu können. Wir hatten uns nun, außer warmer Unterwäsche, vor allem Küchengeschirr und Werkzeuge zu kaufen: Kessel, Teller, Beile und ähnliche Sachen. Es war ja eine richtige Polarreise, die uns bevorstand.

Wir mußten Einkäufe machen und die Behörden ließen sich notgedrungen herbei, uns zu erlauben, zwei aus unserer Mitte in die Stadt zu senden, selbstverständlich unter dem üblichen Convoi, um diese Einkäufe zu besorgen. Das bot eine gute, von den Verbannten wiederholt benutzte Gelegenheit, zu entkommen. Wir beauftragten deshalb damit Leo Deutsch und noch einen Genossen. Stundenlang wanderten sie unter der Begleitung von zwei Polizisten durch die Läden der Stadt, kauften dies und jenes, luden einen Wagen voll Sachen auf, und als man nach dem Gefängnis zurückkehren mußte, da — auf einmal war Leo Deutsch nicht mehr da. Er entwischte. Wie er das bewerkstelligt hatte, erzählt er selbst in seinen Erinnerungen. Für uns genügt es, daß seine Wächter sich vergebens nach ihm umsahen und daß diese erste gelungene Flucht aus unserer Mitte uns alle mit Zuversicht und frischem Mut erfüllte, wenn sie auch, freilich, anderseits die Behörden veranlaßte, umsomehr Mißtrauen uns entgegenzubringen.

Am Nachmittag des gleichen Tages, an dem Leo Deutsch geflohen war, hatten wir das Gefängnis zu verlassen, um unsere weitere Fahrt anzutreten. Da um jene Jahreszeit der Dampferverkehr von Jenisseysk nach dem Norden bereits aufhörte, so sollten wir in Kähne verschifft werden, um nach dem Bestimmungsort Turuchansk expediert zu werden. Unsere Partie der politischen Verbannten bestand aus sechs Personen, darunter eine

Genossin. Als Begleitung wurden bestimmt drei Polizeisoldaten und eine Anzahl Bauern aus den umliegenden Dörfern. Die Bauern sollten zugleich als Ruderer dienen. Die Soldaten waren ausgerüstet mit dem gewöhnlichen Militärgewehr und Revolvern. Die Bauern hatten nur große Stöcke. Wir aber besaßen keine Waffen. Um eine Verständigung zwischen uns und den Einwohnern der Umgebung, sowie überhaupt die Ausarbeitung eines Fluchtplanes zu erschweren, wurden uns noch zwei Kriminalverbannte beigegeben, die ebenfalls nach Turuchansk bestimmt waren.

Unser Fluchtplan war bereits fertig, als wir uns in Bewegung setzten. Um ihn auszuführen, war es vor allem nötig, sich der Kriminalverbannten zu entledigen. Wie das zu bewerkstelligen war, wußten wir nicht. Wir verlegten uns also darauf, die Gelegenheit abzupassen.

Da, als wir noch durch den Staub der Stadt marschierten, hörten wir die Bauern untereinander Zweifel äußern, ob denn die zwei Kähne für die vielen Leute und Sachen ausreichen würden. Sofort wurde in uns die Idee wach, daß wir an diesem Punkt einsetzen müßten.

Wir kamen an den Fluß. Eine gewaltige Wasserfläche, ein ungeheurer beweglicher See in reißender Flut, wälzte der gigantische sibirische Strom seine Wassermassen vor uns. Durch eine Schwimmbrücke vom Ufer getrennt, wackelten zwei hilflose Fischerboote auf den Fluten. Da mußten wir hinein. Wir erhoben dagegen Einspruch. Es müsse wenigstens noch ein Kahn heran, oder die Zahl der Fahrenden müsse vermindert werden! Die uns begleitenden Bauern unterstützten uns in dieser Forderung, und auch der uns begleitenden Mannschaft war sie durchaus nach dem Herzen. Denn in der Überfüllung der Boote lag eine Lebensgefahr für alle. Je mehr die Kähne geladen wurden, desto klarer trat das zutage. Noch bevor wir sie bestiegen hatten, versanken sie beinahe bis an den Rand. So lange der Fluß ruhig blieb, konnte man es vielleicht noch wagen, aber bei dem geringsten Sturm mußten die Kähne mit Mann und Maus untergehen. Und diese sibirischen Flüsse kennen Stürme, die dem großen Seegang nicht viel nachstehen! Die Entscheidung lag beim Isprawnik (so gut wie Landrat). Einer der Polizeisoldaten ging an ihn ab, um ihm zu melden, daß die „Politischen“ sich weigerten, weiter zu fahren, da die Kähne nicht ausreichten. Bis er hinging, bis er zurückkam, verging sehr viel Zeit. Indessen blieben wir am Ufer. Zwischen dem Fluß und der Stadt war großes Ödland, das nach allen Seiten übersehen werden konnte! Wollte jemand

von uns davonlaufen, so würde ihn sicher, bevor er die Straße erreicht hatte, eine Gewehrkugel des Soldaten treffen. Das ist es ja, was Sibirien als natürliches Gefängnis der Regierung so wertvoll macht: daß der Flüchtling in dieser unbewohnten Wildnis vollkommen in die Lage des gehetzten Wildes kommt, das von der Kugel des Jägers leicht getroffen werden kann. Und doch war es dieselbe Wildnis, die später uns gerettet hat!

Vom Isprawnik kam der Bescheid, wir sollen doch verschifft werden. Und abermals erklärten wir, wir tun es nicht und weichen bloß der Gewalt. Noch einmal setzte sich ein Soldat in Bewegung, um nach weiteren Verhaltungsmaßregeln zu fragen. Nun kam die Antwort, wir sollten zurück nach dem Gefängnis, morgen würden uns größere Boote gegeben werden.

Das paßte uns nun aber wieder nicht, denn es gehörte zu unserem Fluchtplan, daß wir noch am gleichen Abend eine bestimmte Haltestelle erreichen sollten. Darum erklärten wir jetzt, wir wollen doch mit. Wenn auch morgen vielleicht etwas größere Kähne geliefert werden, so kommen doch morgen noch zwei weitere Verbannte mit ihren Sachen dazu, — also laufe es auf dasselbe hinaus. Wir wollen, sagten wir, nun endlich einmal diesen Ort verlassen. Und so taten wir auch. Wir ließen uns zur Schwimmbrücke überfahren und bestiegen die Kähne, die beinahe Wasser schöpften, als wir darin waren. In diesem Augenblick kam der Isprawnik selbst herangefahren. Warum zögern wir denn, herrschte er uns an, wir seien schon über zwei Stunden am Ufer und kämen nicht vorwärts?! — „Das kann uns gleich sein“, schrie einer unter uns ihm entgegen, „ob wir zwei Stunden früher oder um zwei Stunden später hinausfahren, um hier ersäuft zu werden!“

Dem Isprawnik kam, als er sich die Dinge selbst ansah, die Sache denn doch nicht ganz geheuer vor. Denn schließlich, im Falle wir untergehen würden, so hatte er doch eine gewisse Verantwortung für uns, für die Bauern und die uns begleitende Mannschaft. Wir schlugen ihm schon früher vor, daß wir den Weg bis zur nächsten Etappe zu Fuß dem Ufer entlang machen wollen. Doch das paßte ihm nicht, da dies die Flucht erleichtern würde.

„Halt!“ rief er jetzt, „die Kriminalverbannten sollen ans Land, mit ihnen ein Polizeisoldat, sie bekommen eine Fuhre, die übrigen bleiben in den Kähnen!“ Und so geschah es auch.

Auf diese Weise wurde noch mehr erreicht, als wir zu hoffen wagten: wir wurden nicht bloß die Kriminalverbannten, sondern auch noch einen Polizeisoldaten los.

Die erleichterten Kähne glitten ruhig über dem Wasser. Schon neigte sich die Sonne gegen den Abend. Ein schwaches Abendrot zeigte sich am blaßblauen Himmel. Ferne Kirchenglocken wurden vernehmbar in abgerissenen Tonwellen. Eine sonderbare Stille kam vom Walde, der zu beiden Seiten des Flusses sich unabsehbar ausbreitete. Ab und zu hörte man den Schrei eines Wasservogels. Wir schwammen weit hinaus, der Ungewißheit entgegen!

Indessen gaben wir uns alle Mühe, die uns begleitende Mannschaft in ein Gespräch zu verwickeln und sie möglichst günstig für uns zu stimmen. Als geistiges Bindemittel hatten wir, dem Rate der am Orte ansässigen Genossen folgend, Schnaps mitgenommen, nämlich 14 Flaschen Spiritus zu 95 Grad.

Sehr bald wurde die erste Flasche entkorkt, und der Spiritus, mit Flußwasser vermischt, ging von Hand zu Hand beziehungsweise von Mund zu Mund. Die Stimmung wurde animierter. Die Polizeisoldaten, die erst einsilbig antworteten, wurden gesprächiger. Sie rühmten sich besonders ihrer Schießfertigkeit, daß sie auf große Entfernung den Vogel im Fluge träfen. Da die Sibirier von Haus aus Jäger sind, so konnte man diesen Behauptungen Glauben schenken. Es wurde uns auch klar, daß sie offenbar auf diese Treffsicherheit ihre Zuversicht uns gegenüber bauten. Sie dachten sich unsere Flucht als ein Davonlaufen, wie es die Tiere tun, und da hatten sie allerdings recht, indem sie sich auf ihr weitreichendes Gewehr verließen. Wir aber bauten auf unseren Witz.

Ungemein hartnäckig weigerte sich unser Convoi, an der Haltestelle, die wir in Aussicht nahmen, zu landen. Das sei ihnen ausdrücklich verboten, so erklärten die Soldaten. Offenbar schöpften die Behörden Verdacht und trafen auf diese Weise ihre Gegenmaßregeln.

Die zweite und dritte Spiritusflasche wurden entkorkt. Das bewirkte Wunder. Der Drill, die äußere Disziplin der Soldaten, ihr Kadavergehorsam, gingen verloren und sie entpuppten sich als gutmütige Bauernjungen. Wir überredeten sie schließlich, nur für einen Augenblick zu landen, damit wir uns einige Nahrungsmittel anschaffen könnten.

Kaum waren wir am Ufer, kamen uns eine Anzahl Bauern entgegen und mit ihnen ein Parteigenosse, mit dem wir uns vorher verständigt hatten. Die Soldaten schrieen, wir sollten in den Kähnen bleiben, es solle nur einer ans Ufer gehen, um die Einkäufe zu machen. Doch wir stiegen alle zusammen aus, vermischten uns mit den Angekommenen, und die Soldaten wie die Bauern,

halb und zum Teil schon total betrunken, ratlos und unsicher, trottelten schließlich mit.

So kamen wir alle zusammen zum nächsten Bauernhof, wo man sich anbot, uns Tee aufzukochen.

Die Kähne blieben in der Obhut einiger Bauern. Diesen gab ich noch einige Flaschen Spiritus, damit ihnen die Zeit nicht zu lang werde. In der Stube, wo wir uns befanden, wurde selbstverständlich der Schnaps auch nicht gespart. Dieses Saufen, bei dem man schließlich reinen Spiritus trank, war ein hartes Stück Arbeit.

In dem Moment, wo der Trubel am größten war, verschwand ich als erster. Wie das bewerkstelligt wurde, kann ich leider an dieser Stelle nicht in allen Details wiedergeben, da es ein Interesse auch außerhalb meines Leserkreises erwecken dürfte. Kurz, ich verschwand.

Ich war zwar nicht mehr da, aber ich hörte alles, was vorging. Ich hörte, wie man nach sehr wenigen Minuten mich zu suchen anfing, wie die Bäuerin die Soldaten von Zimmer zu Zimmer führte und wie diese, mit rauher Stimme jedesmal konstatierte, daß ich nicht da sei. Dann trat Ruhe ein.

Noch durfte ich mich aus meinem Versteck nicht hervorwagen, da ich wußte, daß weitere Fluchtversuche vorgenommen werden sollten. Nach etwa einer Stunde hörte ich ein großes Laufen und Stimmengewirr. „Nun sind wieder zwei entwischt", rief man, „aus dem Fenster sind sie 'raus!" Die es sagten, liefen hart an mir vorbei. In diesem Augenblick hatte ich einen starken Hustenreiz. Ich war erkältet. Schleunigst schluckte ich eine Anzahl Pulver hinunter, die mir der Arzt verschrieben hatte, und von denen ich höchstens zwei im Tage zu gebrauchen hatte. Diesmal waren es vier oder fünf auf einmal. Der Hustenreiz ließ etwas nach, doch nicht ganz. Ich hielt deshalb in den kritischen Augenblicken den Atem an. Bald wurde der Trubel noch größer. „Die andern zwei sind auch davongelaufen", hörte ich schreien.

„Himmelschockschwerenotkreuzbombenelement!!!!" So ungefähr wäre der Kraft der Expression nach der Fluch wiederzugeben, in dem sich der Ärger des gefoppten Convois wiederholt entlud; was aber den Sinn anbetrifft, so gebrauchten sie russische Ausdrücke, die sich in einer zivilisierten Sprache überhaupt nicht wiedergeben lassen. Das blieb auch ihr einziger Trost, denn erwischt haben sie keinen von uns.

Um unser Entweichen zu begreifen, muß man sich eine Vorstellung bilden von der Taiga. Das ist bekanntlich der sibirische Urwald. Fast durchweg Birkenbestände, durchsetzt von Busch- und öden Flächen. Dieser Wald ist unermeßlich. Wir fuhren

bereits zweitausend Kilometer von Westen nach Osten durch die Taiga und zirka vierhundert Kilometer nach dem Norden; immer Taiga; von uns aus nach dem Osten viele tausend Kilometer immer Taiga; nach dem Süden viele hunderte Kilometer Taiga, nach dem Norden zirka tausend Kilometer der gleiche Urwald, der schließlich in die Tundra übergeht, die bis an das Eismeer reicht. In diesem ungeheuren Raum, in dem man die Staaten West-Europas nebeneinandersetzen und dies mehrmals wiederholen könnte, sind dem Laufe des Flusses entlang kleine Dörfer versprengt, alles andere ist Wildnis. Der Urwald beginnt gleich hinter jedem Dorf — hinter jedem Bauernhaus. Ist man über die Schwelle des Hauses hinaus, so genügen wenige Schritte, und man ist in der Taiga. Einen Menschen in der Taiga zu finden, wenn er sich versteckt hat, ist aber beinahe unmöglich. Straßen in den Städten kann man absperren, einen kleinen Hain kann man umstellen — wie aber die Taiga umzingeln? Wo Posten aufstellen? Der Flüchtling kann ganz in der Nähe sein oder er kann sich auch meilenweit entfernt haben. Er kann hart an dem aufgestellten Posten vorbeikommen, ohne daß man ihn bemerkt. Die meisten von uns verbargen sich im Walde und konnten nachher selbst von denjenigen, die ihnen dabei behilflich waren, nicht aufgefunden werden, bis sie sich selbst meldeten.

Andererseits, wie es leicht war, sich in der Taiga zu verstecken, ebenso schwer war es, aus ihr herauszukommen. Wir hatten, selbst nur, um an die Eisenbahn zu gelangen, zirka 400 Kilometer zu machen und konnten dazu nur zwei Wege gebrauchen: entweder den Fahrweg oder die Wasserstraße. Verließen wir einen von den beiden, so waren wir rettungslos verloren. Darauf baute nun unser Militärconvoi, um uns abzufangen. Der Fahrweg war gleich hinter dem Dorfe von einem bedeutenden Strome unterbrochen, über den eine Brücke führte. Wir mußten unbedingt über die Brücke, wenn wir den Fahrweg benutzen wollten. Das wußten unsere Verfolger und stellten deshalb eine Patrouille an die Brücke. Ein anderer Posten wurde am Flusse aufgestellt, um uns auch diesen Weg abzuschneiden. So war der Convoi seiner Sache sicher und glaubte, daß wir früher oder später wieder in seine Fänge geraten würden.

Es war schon spät in der Nacht, als ich aus meinem Verstecke heraus kam. Auf einem entlegenen Bauernhofe trafen wir uns dann alle. Die ortskundigen Genossen, die uns schon beim Entwischen behilflich waren, stellten sich wieder ein, und nun wurde das Weitere bestimmt.

Zunächst galt es, sich aus dem Dorfe hinauszustehlen. Wir bekamen einen Bauern zur Begleitung, der als Jäger die Taiga genau kannte und es übernahm, uns durch den Wald zurück bis nach Jenisseysk zu bringen. Mit der größten Vorsicht, leise, aufpassend, daß nicht ein Zweig knistert, nicht ein Steinchen ins Rollen kommt, schlichen wir uns aus dem Hof, um das Dorf herum, weit hinaus an den Fluß. Hier hatte der Bauer einen Kahn, den wir bestiegen, um an das andere Ufer hinüberzusetzen. Die größte Vorsicht wurde beobachtet, daß nicht das Wasser aufplätschere, daß kein Laut uns verrate.

Es war heller Mondschein. Gespenstisch huschte der dunkle Kahn mit seinen stillen Insassen über die breite, klare Wasserfläche, die vom Monde mit silbernen Fluten übergossen war. Inseln, mit Baumkuppen überwachsen, hoben sich hie und da geheimnisvoll aus den Tiefen. In der weiten Ferne schimmerte das Licht der Patrouille. Würde sie uns wahrnehmen, so wäre ein Signalschuß das Erste. Gespannt horchten wir, ob nicht der verhängnisvolle Schuß fiele.

Endlich langten wir an. Im Flüstertone besprachen wir uns. Dann ging es vorwärts, unser Führer voran, wir hinter ihm.

Als wir uns vorhin zuerst wieder in Freiheit trafen, war das vorherrschende Gefühl das einer freudigen Überraschung, aber die Ungewißheit lastete noch schwer auf uns. Jetzt hatten wir das Gefühl der Erleichterung. Wir waren fort, zwischen uns und dem Convoi war der große Strom!

Wir gingen so schnell wir konnten, bald hart am Flusse, bald am Waldrain und auch direkt durch den Busch. Der Weg am Flusse war sandig und stellenweise schlammig, oben steinig, von Baumwurzeln durchsetzt. Der starke Mondschein beleuchtete hell den Fluß und den Wald. Wir gingen hastig, stolperten auch manchmal. Zeigte sich eine Ansiedelung in der Nähe, so suchten wir sie möglichst leise zu umgehen.

Gegen den frühen Morgen machten wir Halt. Wir befanden uns in einer Waldlichtung auf einer großen Wiese, auf der noch die gewaltigen Heuschober des von den Bauern abgemähten Grases standen. Hier richteten wir uns im Heu, das bereits recht trocken war, ein Nachtlager ein.

Wir hatten Hunger. Unsere sämtlichen Vorräte blieben ja in den Kähnen. Wie uns später erzählt wurde, wurden unsere Sachen zur Beute der Bauern, die in jener Nacht eine wahre Orgie gefeiert hatten. Der Spiritus wurde ausgesoffen, unsere Sachen wurden an den Meistbietenden abgegeben. Indessen saßen

wir im Heu, freuten uns unseres Daseins, hatten aber nicht viel zu beißen. Der Bauer hatte ein Brot mit und ich ließ beim Entwischen noch eine große Wurst mitkommen. Das war alles, was wir besaßen für sechs Personen, die noch mindestens einen Tag in der Taiga zu verbringen hatten. Der Hunger war aber bereits so groß, daß Wurst und Brot bis auf kleine Reste sofort verschwanden. Na, das hatte nicht viel zu bedeuten, die Hauptsache war, wir waren frei und atmeten frische Luft!

Seit Monaten zum ersten Male im Freien und ohne Bewachung! Die lauwarme Spätsommernacht, das duftende Heu, der rauschende Fluß, der silberne Mondschein, das stimmte alles so idyllisch, daß mir alles, was wir bis dahin durchgemacht hatten, die Gefängnisse, die Soldaten, die Etappen, weltfremd vorkam. Wir plauderten gemütlich miteinander, und wer uns in diesem Augenblicke hätte sehen können, würde uns viel eher für Ausflügler gehalten haben, als für Flüchtlinge, die jeden Augenblick von nachjagendem Militär eingeholt werden könnten.

Mit der aufgehenden Sonne erhoben wir uns. Wir gingen weiter durch den Busch und das Gesträuch am Fluß. An einer Stelle bemerkte ich am feuchten Sand breite, tellerförmige Spuren mit scharfen Spitzen, die von Klauen herrühren konnten. „Das sieht ja wie Bärenspuren aus", wandte ich mich an den Bauer. „Es sind auch Bärenspuren", antwortete dieser. „Wann, meinen Sie, mag das Tier hier vorbeigekommen sein?" Der alte Jäger wandte den Spuren einen aufmerksameren Blick zu. „Höchstens drei Tage können es gewesen sein", sagte er darauf. Eine Begegnung mit Meister Petz war für uns, die wir keine Waffen besaßen, keineswegs verlockend.

Nach einiger Zeit sahen wir in der Ferne am anderen Ufer die weißen Häuser der Stadt Jenisseysk hervorleuchten. Nunmehr machten wir Halt.

Es war selbstverständlich nicht daran zu denken, am hellen, lichten Tage nach Jenisseysk, wo man sicher schon Nachricht hatte von unserer Flucht, hinüberzusetzen. Es wurde deshalb im voraus ausgemacht, daß wir bis zum Dunkelwerden in der Taiga verbleiben und uns gegen Abend ein Kahn zugestellt werden sollte.

Wir legten Feuer an, das lustig knisterte, und setzten uns im Kreise um dieses herum. Wir hatten den Fluß vor uns und konnten alles übersehen, was auf ihm vorging. Es war gerade Sonntag. In der Stadt läuteten die Glocken. Ab und zu plätscherte ein Kahn, der Bauern aus den umliegenden Dörfern nach der Stadt brachte oder auch umgekehrt. Gelegentlich krachte

der Schuß eines Jägers im Walde oder auf dem Wasser. Die Zeit verstrich sehr langsam. Allmählich bemächtigte sich unser eine Unruhe. Die Stellung war doch recht exponiert, wir konnten von den Bauern in den gelegentlich vorbeifahrenden Kähnen wahrgenommen werden. Doch was tun? Das war der verabredete Punkt, an dem uns der Kahn treffen sollte. Wollten wir ihn verlassen, so müßten wir auch auf den Kahn verzichten und uns nach anderen Mitteln umsehen, auf die andere Seite zu gelangen. Wir warteten also. Indessen brachte bald der eine, bald der andere das Gespräch wieder darauf, ob es nicht ratsamer sei, uns zu entfernen und uns tiefer im Walde zu verstecken. Wir faßten auch ein gewisses Mißtrauen zu unserem Begleiter, denn es gab ja auch Fälle, wo Flüchtlinge von den Bauern verraten wurden. Daß der Bauer, wenn er uns ausliefern würde, dabei ein günstiges Geschäft machen würde, war außer Zweifel. Wir verwickelten den Alten in ein Gespräch und fanden in ihm einen gutmütigen Kleinrussen, der etwa vor vierzig Jahren nach dieser Gegend kam und hier als Jäger und Knecht ein recht armseliges Dasein führte. Wir fanden auch, daß er eine ganz ehrliche Haut war und daß wir von ihm kaum was Arges zu erwarten hätten.

Es wurde Mittag. Mit Hilfe einer mitgenommenen Schere führten wir gegenseitig an uns verschiedene Friseurmanipulationen aus, um unser Aussehen zu verändern. Auch damit waren wir zu Ende und hatten doch noch einen ganzen Tag vor uns. Die Ungeduld stieg. Da bemerkten wir einen Kahn, der von Jenisseysk aus direkt auf uns zusteuerte. Der Bauer sah genau hin und erklärte mit der größten Bestimmtheit: „Das ist unser Kahn." Wir warteten gespannt. Immer näher und näher kam das Boot. Es waren mehrere Personen darin. Aber so sehr wir hinausspähten, konnten wir keine bekannte Gestalt erkennen. Da, als der Kahn nur noch wenige Schritte vom Ufer entfernt war, rief der Bauer: „Das ist die Verfolgung, fliehen wir, rasch!" Das Feuer wurde mit den Füßen auseinander geworfen, dann liefen wir, so schnell wir konnten.

Wir waren noch kaum hundert Schritte entfernt, da hörten wir die anderen den kleinen Hügel hinauflaufen. Plötzlich rief eine rauhe Stimme: „Potz Blitz! Soeben waren sie noch da, nun sind sie uns entwischt"!

Wir liefen, so schnell uns die Beine trugen. Ueber Stock und Stein, durch den Busch, durch den Wald, daß uns die Zweige am Kleide zerrten, wir stolperten auch, liefen immer zu und hörten noch immer die Stimmen hinter uns. Der Bauer, der offenbar

hier jeden Winkel und jeden Strauch kannte, führte uns. Wir gingen im Zickzack, gelegentlich auch in der umgekehrten Richtung, um unsere Spuren zu verwischen. Es verging eine Stunde und mehr; schon glaubten wir der Verfolgung entgangen zu sein; einige unter uns konnten kaum noch Atem holen. Auf einmal, als unser Führer, der voranging, einen Strauch mit den Armen zerteilte, um weiter zu gehen, prallte er entsetzt zurück mit hoch emporgehobenen Armen und schreckensbleichem Gesicht. Er vermochte kein Wort auszusprechen, nur eine Art Zischen kam über seine Lippen, aber der Ausdruck seines Gesichtes, seine ganze Haltung sprachen mehr, als er in Worten sagen könnte. „Wir sind geliefert", das war der Gedanke, der jeden von uns durchzuckte. Entweder schnitten uns unsere Verfolger den Weg ab oder wir stießen auf eine Patrouille, die in der Voraussetzung, daß wir uns Jenisseisk zu nähern versuchen werden, hier aufgestellt war. Keinen Schritt weiter! Rettung war nur möglich, wenn wir Zeit hatten, uns zu verstecken. Im Nu, wie eine Schar Spatzen stieben wir auseinander.

Ich kam unter einen Strauch, wenige Schritte von der Stelle, wo uns der Führer zurückhielt. Ich kauerte nieder, mußte mich beinahe platt an den Boden drücken, um nicht gesehen zu werden. Nach einigen Augenblicken krachte ein Flintenschuß. „Hereingefallen", dachte ich, „die andern sind abgefangen, nun kommen sie bald und holen auch dich". Ich hörte hastige Schritte und Stimmengewirr. Ich spürte Verdruß und boshaften Trotz gegen meine Verfolger in mir aufsteigen. Eine Minute verrann nach der andern und jede schien eine Ewigkeit. Ich wünschte eine Entscheidung herbei, welcher Art auch. Indessen begann auch der Gedanke sich zu regen, daß ich nicht mehr entdeckt werde. Ich meinte, wenn ich innerhalb etwa einer halben Stunde nicht aufgefunden werde, so ist wohl anzunehmen, daß man mich nicht bemerkte und daß meine Verfolger vorbeiliefen. In einer halben Stunde werden wir Gewißheit haben! Doch wie die Zeit bestimmen?

So ins Endlose zu warten war unerträglich. Ich hatte wohl eine Uhr bei mir, konnte aber nicht nach ihr langen, da in dem niedrigen Busch, der kaum höher als ein Tisch war, jede Bewegung mich verraten konnte. Ich beschloß deshalb, bis Dreitausend zu zählen, in der Annahme, daß dann die halbe Stunde sicher vorbei sein wird. Als ich mit dem Zählen fertig war, atmete ich erleichtert auf. Ich war geborgen.

Ich hörte jedoch noch immer Stimmen. Kein Geschrei, kein hastiges Rufen, aber Stimmen und Geräusche, die die Anwesenheit von Menschen verrieten. Ich hörte hart in meiner Nähe hüsteln, ich hörte, wie jemand mit einem Beil ein Holzstück behaut. „Es werden Pflöcke gemacht", dachte ich, „jetzt werden sie Feuer anlegen und wollen einen Kessel darüber hängen, in dem sie was kochen". Ich zog daraus den Schluß, daß hier eine Patrouille zurückgelassen wurde. „Offenbar sind nicht alle abgefaßt worden", dachte ich, „jetzt wollen sie auflauern, bis wir anderen aus unserm Versteck herauskommen".

Was war zu machen? Um mich herum waren Sträucher und Grasflächen, kein eigentlicher Wald. Wenn es ein regnerischer oder nebliger Tag gewesen wäre, könnte man es vielleicht wagen, an dem Posten sich vorbei zu schleichen. Aber wie zum Trotz war es ein heller, sonniger Tag. So blieb denn offenbar nichts andres übrig, als geduldig dazuliegen und die Nacht abzuwarten. In der Dunkelheit mußte ich es versuchen, an den Fluß zu gelangen, der die einzige Möglichkeit abgab, eine bestimmte Richtung einzuhalten.

So verstrichen mehrere Stunden. Die Sonne stand noch immer hoch. Ich lag niedergekauert in einer Stellung, die alles weniger wie bequem war. Und eine unbeschreibliche Langeweile kam über mich, der gegenüber alle andern Empfindungen schließlich zurücktraten.

Ich überlegte mir die Sache noch anders. Vielleicht war es kein Militärposten. Es konnten ja auch Bauern sein, die sich hier was zu schaffen machten. Es war möglich, daß die Verfolgung vielleicht längst vorbei ist und daß diese Menschen, die ich so hart neben mir höre, daß ich beinahe ihren Atem spüre, mit der Verfolgung nichts zu tun hatten. Es war auch denkbar, daß der ganze Vorfall nur blinder Lärm war, daß der Schrecken unseres Führers auf einer falschen Vermutung beruhte. Der Schuß, den ich hörte, konnte von einem Jäger herrühren. Wie sollte ich das in Erfahrung bringen? Aus dem Strauch hervorgucken? Damit würde ich mich aber selbst verraten. Das Sicherste blieb immer, bis zur Nacht zu warten.

Allein die Langweile plagte mich scheußlich. Ich war bereit, alles zu wagen, um nur dieser Untätigkeit, der öden Leere, die mich umfaßte, zu entgehen. Da hörte ich Schritte und sah durch den Busch an einer vorbeigehenden Gestalt das Stück eines Pelzes, das mir bekannt vorkam. Ich erhob mich etwas und erkannte den Pelz des uns begleitenden Bauern. Er befand sich auf freiem Fuße, folglich war die Gefahr vorbei. Jetzt erhob ich mich und trat auf ihn zu. „Gott sei Dank", rief er, „seit zwei Stunden suche ich Sie, umkreiste unzählige Male diesen Strauch und konnte Sie nicht wahrnehmen."

Es stellte sich heraus, daß unser Führer Bauern, die im Walde tätig waren, für aufgestellte Patrouillen hielt, deshalb erschrak und uns veranlaßte, uns zu verstecken. Zwei verbargen sich mit dem Führer zusammen, ich war nun auch da, aber zwei fehlten noch. Einer nach dem andern gingen wir auf die Suche, um die versteckten Genossen zu entdecken, und erst nach etwa zwei Stunden gelang es, sie durch Zurufe herauszulocken.

Nun waren wir wieder alle beisammen, saßen wohlverborgen im Busche und hatten nach den vielen Aufregungen und dem Herumrennen des Tages einen heidnischen Hunger. Wir hatten aber keine Nahrungsmittel mehr. Die spärlichen Reste von gestern waren am frühen Morgen aufgegessen. Als wir uns so gegenseitig in die hungrigen Augen sahen, war einer unter uns boshaft genug, uns ein lukullisches Mahl auszumalen. Es begann mit Kaviar und Schildkrötensuppe und ging in der gleichen Art weiter. Man schrie ihn an, man drohte ihn durchzuprügeln, aber methodisch und gelassen setzte er seine Schilderung fort, bis er alle schmackhaften Sachen, von denen er aus der Erfahrung oder aus der Literatur Kenntnis hatte, aufgebracht hat.

So vertrieben wir uns die Zeit. Wir spähten auch hinaus nach dem Kahn, den wir erwarteten. Wir waren jetzt viel weiter oben am Flusse, bereits über die Stadt Jenisseisk hinaus. Diesmal war uns der Zufall günstig und die Genossen, die gegen Abend mit dem Kahn sich einstellten, trafen uns ohne Schwierigkeiten. Noch war es nicht dunkel genug, um unsere Ueberfahrt zu wagen. Deshalb, als sie erfuhren, daß wir ohne Nahrungsmittel dasaßen, setzten sie wieder nach der Stadt hinüber und holten uns Proviant. Im Kahn auf dem Flusse, bei untergehender Sonne, die das Wasser mit einer feurigen Glut übergoß, hielten wir unser Mahl und sprachen auch der Schnapsflasche wacker zu, die unsere Freunde mitbrachten. Wir erfuhren nunmehr, daß in dem Dorfe, wo wir entflohen waren, zahlreiche Haussuchungen vorgenommen wurden und daß in der Stadt Jenisseisk selbst Militärpatrouillen herumgehen, um uns abzufassen, da angenommen wird, was ja auch zutraf, daß wir nach der Stadt zurückkehren werden.

Wir landeten weit hinter der Stadt. Die Nacht war recht dunkel. Wir teilten uns in kleine Gruppen und gingen auf verschiedenen Wegen in die Stadt hinein.

Nach einiger Zeit befand ich mich zusammen mit Freund P. in der Wohnung eines angesehenen Bürgers von Jenisseisk, der uns ein Asyl gewährte. Hier hielten wir uns etliche Tage verborgen in der Annahme, daß der Eifer der uns recherchierenden Behörden sich dann etwas legen dürfte. Auch war es zweckmäßig, für die weitere Fahrt eine günstige Gelegenheit abzupassen. Indessen die Polizei nach uns fahndete, saßen wir ruhig in unserem Versteck und sahen auch gelegentlich dem Isprawnik zu, wie er gravitätisch über die Straße marschierte.

Schließlich in einer dunklen Nacht bei sprühendem Regen gesellte ich mich zu einem Geschäftsmann, der eine größere Reise anzutreten hatte, und fuhr ab. Wir hatten zirka 20 Posthaltestellen zu passieren, die sämtlich von den Behörden von unserer Flucht benachrichtigt waren und angewiesen wurden, uns anzuhalten und zu verhaften.

Zwei Tage lang dauerte die Fahrt, wir haben sie ohne besondere Abenteuer durchgemacht. Spät abends kamen wir nach Krasnojarsk, wo ich die Eisenbahn zu besteigen hatte.

Noch als wir in Jenisseisk waren, wurde uns mitgeteilt, daß beim Abgang des nach Krasnojarsk fälligen Dampfers nach uns gefahndet und eine genaue Durchsuchung des Schiffs vorgenommen wurde; desgleichen, daß auf dem Bahnhofe in Krasnojarsk genaue Kontrolle gehalten werde. Es war ja klar, daß, auf welchem Wege auch wir uns aus Jenisseisk entfernt haben mochten, wir entweder in Krasnojarsk oder Atschinsk die Eisenbahn besteigen mußten. Hier mußte die Aufmerksamkeit der Behörden am stärksten sein. In der frühen Morgenstunde, als es noch stockfinster war, mußte der sibirische Zug den Ort passieren. Zu diesem ging ich hin. Die Eisenbahnfahrkarte wurde selbstverständlich von andern geholt, damit man mich nicht zu sehen bekomme. Perronsperre gab's keine. So schlich ich mich denn durch die spärlich beleuchtete Einfahrtshalle des Bahnhofs direkt in den Wagen, wo ich mich sofort auf eine Bank hinstreckte und den Schlafenden markierte. Vor dem Abgang des Zuges durchwanderte der Gendarm die Wagen, ohne daß ich seinem spähenden Blick aufgefallen wäre. Das letzte Signal, der Zug setzte sich in Bewegung — der kritische Punkt war überstanden.

Ich war als Bauer verkleidet. Die Hosen in den hohen Schaftstiefeln, eine plumpe Flanellbluse mit einer Schnur umgürtet und ein großer, wattierter Bauernmantel, der so breit war, daß ich mich zweimal einhüllen konnte. Als Kopfbedeckung hatte ich eine Arbeitermütze mit breitem Schirm und eine runde Schaffellmütze ohne Schirm nach militärischem Muster. Der Eindruck, den ich in dieser Kleidung machte, war nach dem Urteil meiner Freunde sehr zweckentsprechend. Nun galt es aber noch, sich dem

Milieu anzupassen. Ein Bauer, der als Herr sich benehmen würde, müßte unbedingt auffallen. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß eine Reise mit dem sibirischen Zug, bei der man nicht etwa Stunden, sondern Tage und Nächte, mehrere Tage beisammen bleibt, die Fahrenden miteinander bekannt macht wie etwa eine Ozeanfahrt.

Ich sah mich nach Gesellschaft um. Bald bildete sich eine Korona, die, außer mir, aus einem Goldgrubenarbeiter, einem beurlaubten Güterzugschaffner, einem Schlosser, einem Fischerjungen, einem Bauern mit breitem Vollbart und weiten samtenen Pluderhosen, schließlich noch zwei zerlumpten gorkischen Gestalten bestand. Wir soffen Schnaps und spielten Karten. Gewaschen habe ich mich nicht. Der Schmutz, der Schnaps, die durchwachten Nächte, der Staub der Landwege, den ich noch auf meinen Kleidern hatte, das alles verwischte, verdeckte die letzten Spuren der Intelligenz und Wohlhabenheit, die mich verraten konnten, soweit die vorangehende mehrwöchige Etappenfahrt durch die schmutzigen Gefängnisse, zusammen mit Kriminalverbrechern und Vagabunden, noch etwas davon merken ließ. Gelegentlich gesellte sich auch ein Gendarm zu uns, der den Zug zu begleiten hatte. Er klopfte mir auf die Schulter und tat sehr kameradschaftlich.

Eines Morgens, in aller Herrgottsfrühe wurde ich auf der Bank, auf der ich schlief, wachgerüttelt. „Da, sauf!“ hieß es, kaum daß ich die Augen aufgemacht hatte. Meine Kumpane standen vor mir mit einem gefüllten großen Teeglas Schnaps. „Laßt mich in Ruh“, rief ich und stieß sie hinweg. Einige Stunden später kam es zwischen den sauberen Patronen zu einem Streit. „Du Schurke“, rief da der eine dem anderen zu, „weißt du nicht mehr, was du heute morgen hast machen wollen? Du warst es doch, der es eingebrockt hat; wir wollen diesen großen Bauern besoffen machen, hast du gesagt, um ihm sein Geld abzuknöpfen.“ Ich horchte aufmerksam auf. Das war für mich ein Beweis, daß ich in dieser Gesellschaft tatsächlich als harmloser Bauer galt.

Die Eisenbahnstrecke, die wir befuhren, war mir bekannt. Hatten wir sie doch erst vor kurzem als Verbannte unter militärischer Eskorte passiert. Die Fahrt ging damals sehr langsam, mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von acht bis zehn Kilometer in der Stunde. Der Aufenthalt an den Stationen dauerte manchmal ganze Stunden, so daß wir genügend Gelegenheit hatten, uns die Umgebung ins Gedächtnis einzuprägen. Andererseits lag jetzt die Gefahr vor, daß mich jemand von den an jeder Haltestelle stationierten Gendarmen erkennen würde.

Einmal, als wir gerade größeren Aufenthalt hatten, stiegen mit Lärm und Gepolter eine Anzahl Soldaten in den Wagen. Wie ich sie mir ansah, erkannte ich sofort die Militäreskorte, die uns eine Woche lang auf unserer sibirischen Fahrt begleitete. Es war, als wenn ich mich selbst meinen Verfolgern ausgeliefert hätte. Indessen sie sich auf den Bänken einrichteten, überlegte ich mir, was ich tun sollte. Aussteigen erschien mir sehr wenig zweckmäßig. Ich würde durch das plötzliche Verlassen des Wagens nur die Aufmerksamkeit auf mich lenken. Auf der Station müßte ich mindestens einen halben Tag bis zum nächsten Zug warten, damit würde ich mich auch bemerkbar machen. Der Gendarm am Orte konnte mich ausfragen wollen, weshalb ich ausgestiegen sei. Denn es wurde ja überall nach Flüchtlingen gesucht, außerdem war über ganz Sibirien der Kriegszustand verhängt. Ich beschloß, ruhig abzuwarten, wie die Dinge sich gestalten würden. Da kam der Unteroffizier des Convois hereingestürzt, der offenbar eine plötzliche Aenderung der Disposition erhalten hatte, denn sofort mußten die Soldaten wieder ihre Bündel packen und stiegen mit ihm aus dem Wagen aus. Hätte ich dem ersten Impuls gefolgt und wäre ausgestiegen, so befände ich mich jetzt erst recht in einer mißlichen Lage.

Unser Wagen, wie auch die anderen Wagen des Zuges, war überfüllt. Besonders in den Nächten, als sämtliche Fenster geschlossen waren und die Menschen, in drei Reihen Bänken übereinander aufgeschichtet, in ihren schweren, schmutzigen Kleidern dalagen, war die Luft nicht mehr zu ertragen. Wiederholt schwindelte es mir. Aber auch da galt es, keine zarte Empfindlichkeit zu zeigen.

Durch eine Kleinigkeit verriet ich einmal meine Angehörigkeit zu der höheren Klasse. Das war so. Mir zerriß die Hose, ich befestigte den Riß mit einer Sicherheitsnadel. Als aber meine Reisekameraden die Sicherheitsnadel bemerkten, erhoben sie ein großes Hallo. „Kerl, warum nähst du dir denn nicht die Hose zu?“ Mir blieb keine Wahl. Ich entledigte mich also dieses nicht ganz unentbehrlichen Kleidungsstückes, hüllte mich in meinen Mantel und nähte auf die Hose in einer stundenlangen Arbeit einen regelrechten Fleck. Ich habe selten in meinem Leben eine solche Befriedigung empfunden und war so stolz auf mein Können, als damals, da ich diese schwere Arbeit vollbracht hatte!

Es mag einen gewissen Reiz haben, den Bauern zu spielen. Aber als Bauer zu leben, als Bauer sich zu ernähren, als Bauer zu schlafen, zu atmen und mit Bauern Umgang zu haben, zumal

mit russischen Bauern, daß ist eine schwere Sache. Tag für Tag drückte mich mein Bauerndasein immer mehr. Dazu kam, daß sich im Wagen im Laufe der Fahrt allerlei verdächtige Personen ansammelten. Es waren da auch welche aus den echt russischen Verbänden und solche, die offen im Dienste der Polizei standen. Ich beschloß deshalb, die Fahrt an geeigneter Stelle zu unterbrechen, um die mich begleitende Kumpanei los zu werden und zugleich mich umzukleiden.

In einer sibirischen Stadt, wo mir Adressen von Genossen bekannt waren, führte ich auch dieses Vorhaben aus. Ich verwandelte mich aus einem Bauern wieder in einen Herrn. Nunmehr bestieg ich einen Wagen zweiter Klasse und fuhr in vornehmer Gesellschaft weiter. Wie sich das Schicksal meiner Fluchtgenossen gestaltete, davon hatte ich selbstverständlich keine Ahnung. Von Jenisseisk ab war jeder von uns sich selbst überlassen.

Der Zug passierte die große Brücke über die Wolga und hielt in Sisrjain. Wie ich im Restaurationszimmer des Bahnhofs mich umsah, bemerkte ich an der Zeitungsverkaufsstelle eine bekannte Gestalt. Ich blickte aufmerksam hin und erkannte meinen Freund Leo Deutsch. Ich paßte auf, wie er sich weiter benehmen wird. Er ging zum Table d'hote. Einige junge Offiziere stürmten sofort auf ihn zu und drückten ihm freundschaftlich die Hand. Eine aufgeputzte Dame begrüßte ihn mit einem liebenswürdigen Lächeln. Freund Deutsch nickte aber nach rechts und links und spielte den vollkommenen Gentleman. „Na, der Alte macht ja seine Sache sehr gut", dachte ich mir und wollte nunmehr selbst an den Tisch heran, ihm gegenüber. Da sah er mich aber mit einem so durchdringenden, scharf abweisenden Blick an, daß ich mir vornahm, von meinem Vorhaben abzustehen. Nun fiel mir aber eins auf: Deutsch hatte die gleiche Kleidung an, wie während der Etappenfahrt. Von vorn war er allerdings kaum wieder zu erkennen. Aber von hinten war er der gleiche Deutsch wie früher, die Kleidung verriet ihn. Ich paßte deshalb einen Augenblick ab, wo ich allein an ihm vorbeistreifen konnte, und raunte ihm zu: „Andere Kleidung."

Noch am gleichen Orte verlor ich Deutsch aus den Augen, da wir zwei verschiedene Linien fuhren. Ich kam nach Moskau. Da, wie ich um Mitternacht am Bahnhof im Wartesaal sitze, sehe ich wieder Freund Deutsch eintreten. Und wieder streift mich sein strenger zurückweisender Blick.

Beim Nachtzug von Moskau nach Petersburg gibt es immer ein ungeheures Gedränge. Ich war froh, daß ich ein Plätzchen fand, wo ich den Rest der Nacht durchschlummern konnte. Am

nächsten Morgen trat ich in den Wagengang hinaus und sehe vor mir — Freund Deutsch. Jetzt steht er mich geradezu entrüstet an. Infolgedessen verhalte ich mich äußerst reserviert. So fahren wir einen halben Tag zusammen, im gleichen Wagen, im gleichen Gang, ohne uns gegenseitig ein Wort zu sagen. Die Sache wird mir schließlich zu bunt, ich halte diese äußerste Vorsicht für übertrieben und gehe deshalb hart an Deutsch heran. Ich streife ihn, aber bevor ich den Mund auftue, sagt er mir barsch: „Sie sind an meiner Uhrkette hängen geblieben." „Entschuldigen Sie", antwortete ich und gehe zur Wagentür hinaus.

Beim Aussteigen in Petersburg trafen wir uns noch in der Wagentür. „Gehen Sie voran", sagte ich ihm, dann entfernten wir uns aus dem Bahnhofe nach verschiedenen Richtungen. Ich kam bei verschiedenen Freunden vorbei, denen ich unter anderem auch von meiner Begegnung mit Deutsch erzählte. Später stellte sich am gleichen Orte auch Deutsch ein. Er sprach von seiner Flucht und schloß mit den Worten: „Wie es nun mit Parvus ist, weiß ich nicht, wir trennten uns in Jenisseisk." Darob selbstverständlich großes Erstaunen. Es wurden ihm meine Mitteilungen über unsere Begegnungen wieder erzählt. „Wie, rief er aus, dieser freche Patron, der sich immer an mich herandrängen wollte, er soll es gewesen sein?! Ich hielt ihn zwar nicht gerade für einen Spitzel, aber immerhin für eine verdächtige Person." Schmeichelhaft war ja diese Attestation nicht, aber es lag in ihr eine gewisse Gewähr meines Erfolges in der Flucht.

Dennoch, hier in Petersburg, als ich bereits alle Schwierigkeiten hinter mir hatte, die Taiga, die Wagenfahrt, die Eisenbahn, geriet ich beinahe noch an demselben Abend direkt und unversehens in die Fänge der Polizei. Ich durfte mich selbstverständlich in Petersburg nicht unter meinem eigenen Namen anmelden, da ich sonst von der Polizei sofort abgefaßt worden wäre. Ich hatte deshalb einen anderen Paß mit einem fingierten Namen mit. Diesen gab ich im Hotel zur Anmeldung. Schon wollte ich mich Abends zurück nach meinem Hotel begeben, als ich zufällig erfuhr, daß der Paß, den ich benutzte, der Polizei als fingiertes Legitimationspapier bekannt war, daß erst vor einem Tag ein Genosse mit einem ähnlichen Paß im gleichen Hotel, wo ich abgestiegen war, von der Polizei verhaftet wurde, und daß ich folglich nur hinzugehen brauche, um von der Polizei festgenommen zu werden, die sicher schon meiner harrt. Ich zog es vor, aus Petersburg noch in der gleichen Nacht zu verschwinden. Meine Sachen im Hotel ließ ich im Stich.

Einige Tage später befand ich mich wieder in Petersburg. Ich promenierte durch die Straßen und suchte Bekannte auf, denen ich zumeist recht fremd vorkam. Ich begegnete auch gelegentlich einem Gendarmerieoffizier, der mich aus der Peter Pauls-Festung und aus dem Gefängnis genau kannte, begegnete auch sonst Gendarmen, die mich kannten, und blieb von ihnen unbehelligt. Damit war für mich der Beweis erbracht, daß die Episode meiner Haft und meiner Verbannung vorbei ist, daß ich mich in Petersburg ebenso frei bewegen kann, wie vorher, als ich noch nicht verbannt war, aber immerhin vor den Schlingen und Fallgruben der politischen Polizei mich in Acht nehmen mußte.

So bin ich aus Sibirien entkommen!